

2 Fischarts *Geschichtklitterung*

2.1 Einstieg: Geschicht-Klitterung

Johann Fischart (1546/47–1590) verfügte im Unterschied zu anderen namhaften deutschen Autoren des 16. Jahrhunderts, wie beispielsweise Hans Sachs, Georg Wickram oder Sebastian Franck, über eine umfassende humanistische Bildung und damit über ein vollwertiges ‚Eintrittsticket‘ zur europäischen Gelehrtenrepublik, der *res publica litteraria*.⁷¹ Bereits im Alter von sechs oder sieben Jahren wurde der Sohn des wohlhabenden Kaufmanns Hans Fischer in die protestantisch-humanistische Modellschule schlechthin gesendet, das Straßburger Gymnasium. In dieser Eliteschmiede wurden die Zöglinge der Straßburger Oberschicht umfassend lateinisch sozialisiert. Eine fromme und weise Beredsamkeit nach antikem Ideal galt dem berühmten Rektor der Schule, Johannes Sturm, als Fundament für ein gutes Leben und – ganz im humanistischen Sinne – als die notwendige Grundlage für die weiterführenden wissenschaftlichen Studien. Diese führten den sich selbst nun nicht mehr ‚Fischer‘, sondern ‚Fischart‘ nennenden Johann an die Universitäten von Tübingen, Paris und Siena, nach England, in die Niederlande und schließlich nach Basel, wo er an einer der renommiertesten juristischen Fakultäten Europas zum Doktor beider Rechte promoviert wurde.⁷²

Das hätte Fischart dazu befähigt, sich eine Machtposition und gut bezahlte Stellung in der Reichsverwaltung zu sichern, doch wählte er nicht zielstrebig den Weg des humanistisch gebildeten Karrieristen,⁷³ sondern stieg stattdessen in die Druckerei von Bernhard Jobin ein, dessen Schwester er später heiratete. In der Straßburger Offizin beteiligte sich Fischart an der Herstellung von Büchern und Flugschriften. Er lektorierte, korrigierte und edierte die Texte anderer, für die er auch Widmungen, Vorworte und andere Beilagen verfasste.⁷⁴ Einige dieser Beilagen gehören in den

⁷¹ Das soll nicht heißen, dass Sachs, Wickram oder Franck nicht gebildet gewesen wären (Sachs besuchte die Lateinschule, Wickram übersetzte Ovid ins Deutsche, Francks Gelehrsamkeit ist Grundlage seiner kompilarisch-übersetzen Produktivität) – aber ihnen wurde keine humanistisch systematisierte Ausbildung zuteil.

⁷² Zu den wenigen gesicherten Informationen über Fischarts Biographie vgl. Ulrich Seelbach: Johann Fischart. In: Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon. Bd. 2. Berlin/Boston 2012, S. 358–383, insb. S. 359–360.

⁷³ Er schreibt sich beispielsweise erst drei Jahre nach seiner Promotion als Praktikant beim Reichskammergericht ein (dem obersten Gericht des Heiligen Römischen Reichs und Ausbildungsstätte zukünftiger Amtsmänner), vgl. Wolfgang Rainer: Sprachliche Kampfmittel in der Publizistik Johann Fischarts. Ein Beitrag zum Verständnis Fischarts als publizistische Persönlichkeit. Berlin 1960, S. 28; eine seiner Ausbildung entsprechende Stelle erhält er erst ganze neun Jahre nach seiner Promotion als Amtmann in Forbach.

⁷⁴ Dafür, dass Fischart für Jobin als Korrektor arbeitete, argumentiert u. a. Erich Kleinschmidt mit Verweis auf die Orthographie der Drucke, vgl. ders.: Gelehrtentum und Volkssprache in der frühneu-

pragmatischen Kontext protestantischer Frömmigkeit, beispielsweise die 16 Lieder, die Fischart für das Straßburger Gesangsbüchlein beisteuerte, oder die versifizierte Kinderzucht, die in Straßburg als Standardbeilage zum Katechismus verteilt wurde. Weiter war er an zahlreichen Einblattdrucken und Flugschriften beteiligt, für die er Bildunterschriften, Wunderberichte und oft bissige Polemiken verfasste. Ferner bearbeitete Fischart populäre Unterhaltungsliteratur, beispielsweise übersetzte er einen Band des ersten Serienromans der europäischen Literatur, den *Amadis*,⁷⁵ ins Deutsche oder versifizierte den *Eulenspiegel reimenweis* (1572). Man könnte Fischarts Arbeit in Jobins Offizin mit einem modernen Begriff als Content-Management beschreiben: Fischart besorgte Content für die Druckerresse und war als umfassend gebildeter Gelehrter – Jobin selbst war Formschneider – wohl auch an der strategischen Planung des Druckprogramms sowie der Marktanalyse beteiligt.

Dass Fischart nicht nur ein Kenner des zeitgenössischen Buchmarktes war, sondern insbesondere auch ein Experte dafür, wie in diesem Buchmarkt aus Texten neue Texte und aus Büchern neue Bücher gemacht werden,⁷⁶ bezeugt eindrücklich das merkwürdige Projekt, mit dem Fischart direkt nach seiner Promotion beginnt: eine Übersetzung von François Rabelais' *Gargantua* (um 1534) und *Pantagruel* (1532), bei der Fischart allen möglichen Content aus der kulturellen Überlieferung verwurstet. Mit diesem fragwürdigen Meisterstück der späthumanistischen Bücherproduktion, in der Neues überwiegend durch Edieren, Kommentieren, Kompilieren, Übersetzen, Anreichern, Neuordnen und das paratextuelle Rahmen von Altem generiert wird, beschäftigte sich Fischart bis an sein Lebensende. Nicht nur einmal, sondern insgesamt dreimal – 1575, 1582 und 1590 – widmete er sich dem Projekt, ohne damit wirklich an ein Ende zu kommen. Die Erstausgabe bricht beispielsweise auf der letzten Seite recht unvermittelt ab, wohingegen die Folgeauflagen zwar fast Rabelais' ganzen *Gargantua* enthalten, aber nicht den *Pantagruel*, obwohl der bei allen drei Ausgaben auf der Titelseite und auch an mehreren Stellen im Text in Aussicht gestellt wird. Die prinzipielle Offenheit des Buches zeigt sich auch am variierenden Umfang der drei Auflagen. 1575 hat Fischarts Buch 463 Seiten und der Titel beginnt mit der Überschrift: *Affentheurlich Ungeheurliche Geschichtschrift. Vom Leben/ rhaten vnd Thaten der for langen weilen Vollenwolbeschraiten Helden vnd Herrn Grandgusier/ Gargantoa/ vnd*

zeitlichen Stadt. Zur literaturgesellschaftlichen Funktion Johann Fischarts in Strassburg. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 10 (1980), S. 128–148, hier: S. 137, Anm. 33.

75 Vgl. Johann Fischart: Das Sechste Buch vom Amadis (1572). Sämtliche Werke. Bd. 3. Hrsg. von Ulrich Seelbach und W. Eckehart Spengler. Bern [u. a.] 2012.

76 Vgl. dazu Jan-Dirk Müller: Texte aus Texten. Zu intertextuellen Verfahren in frühneuzeitlicher Literatur, am Beispiel von Fischarts „Ehzuchtbüchlein“ und „Geschichtklitterung“. In: Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt a. M. [u. a.] 1994 (Frühneuzeit-Studien. 2), S. 63–109; vgl. umfassend auch Simone Zweifel: Aus Büchern Bücher machen. Zur Produktion und Multiplikation von Wissen in frühneuzeitlichen Kompilationen. Berlin/Boston 2021 (Cultures and Practices of Knowledge in History. 10).

*Pantagruel/ Königen inn Utopien und Ninenreich.*⁷⁷ Die Ausgabe von 1582 hat dann bereits 559 Seiten, ein Zuwachs im Umfang, der sich auch auf der Titelseite wider spiegelt:

Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung/ Von Thaten vnd Rahten der vorkurtzen langenweilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgusier/ Gargantoa vnd Pantagruel/ Königen inn Vtopien/ Jedewelt vnd Nienenreich/ Soldan der Neuen Kannarrien vnd Oudysen Inseln: auch Großfürsten im NubelNibelNebelland/ Erbvögt auff Nichilburg/ vnd Niderherren zu Nullibingen/ Nullenstein vnnd Niergendheym.

In der Ausgabe von 1590 erreicht der Titel dann vollends ein barockes Ausmaß. Es werden beispielsweise nicht weniger als 17 Reiche aufgeführt, über die Grandgousier, Gargantua und sein im Buch immer noch nicht vorkommender Sohn Pantagruel herrschen sollen. Derartige Aufschwellungen prägen nicht nur die Titelseite, sondern auch die Faktur des restlichen Textes,⁷⁸ der in der Ausgabe letzter Hand nur noch zu einem Drittel aus dem deutschen Übersetzungstext von François Rabelais' *Gargantua* besteht. Der Rest setzt sich zu einem guten Teil aus *litterarischem „Hausrat“*⁷⁹ zusammen: Dinge und Wörter, *res et verba*, die aus der Fachliteratur, aus Kompilationswerken und Lexika abgeschrieben wurden; Namen, Topoi und Argumente aus der zeitgenössischen Publizistik; überhaupt Anspielungen auf die ganze bekannte Literatur der Zeit (auf der Titelseite u. a. Thomas Morus' *Utopia* oder Homers *Odyssee*); Namen und Exempel der tradierten *historia*; Sentenzen antiker Autoritäten; deutsche Sprichwörter, Schwänke und Lieder u. v. m.⁸⁰ Verarbeitet wird das ganze Material, indem es de-kontextualisiert, verdichtet, verkürzt, sprachlich umgestaltet und oftmals ohne Markierung oder Angaben zu seinem ursprünglichen Kontext eingefügt wird.⁸¹ Den

⁷⁷ Johann Fischart: Affentheurliche vnd Ungeheurliche Geschichtschrift. [Straßburg: B. Jobin] 1575, Titelseite.

⁷⁸ Auf den Punkt bringt das Rüdiger Zymner: Manierismus. Zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn [u. a.] 1995, S. 98: „Schon an den Titelblättern und Titelformulierungen der ersten drei Ausgaben der ‚Geschichtklitterung‘ sind formale und inhaltliche Tendenzen abzulesen, die dann im Erzähltext selbst bestätigt werden: die Tendenz zu Wortspielen, zu graphemischen bzw. phonologischen Korrespondenzen, zu Neologismen und neben weiteren Aspekten insbesondere die Tendenz zur Ausdehnung des Textumfangs, wie sie bei den Titelformulierungen durch die amplifizierenden Reihungen repräsentiert wird.“

⁷⁹ Die Metaphorik ist durchaus historisch und findet sich etwa bei Erasmus, wenn er seine *loci*-Methode damit anpreist, dass mit ihr „griffbereiter Hausrat“ für eigene Erörterungen bereitgestellt werde (*aderit ad manum parata supellec*), vgl. Desiderius Erasmus: Ratio seu compendium verae theologiae per des. erasmus roterodamum. Übers. von Gerhard B. Winkler. In: Erasmus von Rotterdam: Ausgewählte Schriften. Lateinisch und Deutsch. Hrsg. von Werner Welzig. Bd. 3 von 8. Darmstadt 2016, S. 454.

⁸⁰ Zum Anspielungshorizont des Romans vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*.

⁸¹ Zu den Verfahren der literarischen „Assimilation“ von Kenntnissen, wie beispielsweise der Verkürzung von ganzen Wissensbeständen auf Wörter und Wendungen, vgl. Tobias Bulang: Enzyklopädische Dichtungen. Fallstudien zu Wissen und Literatur in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Berlin 2011 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen. 2), S. 372–382.

gewaltigen Anspielungshorizont, der sich damit in das Buch eingeschrieben hat, konnte vielleicht der historische Autor rekonstruieren, heutige Leser*innen hingegen müssen entweder über die vielen Leerstellen hinweglesen oder auf aufwändige Spurensuche gehen – einen Kommentar oder eine moderne Edition gibt es nicht.⁸² Davon darf man sich aber nicht abschrecken lassen, denn zum einen wird der Text, obwohl oft behauptet, selten wirklich unverständlich oder gar unlesbar. Zum anderen hilft es für die Interpretation einer Stelle oft wenig, wenn man nach aufwändiger philologischer Suche weiß, woher ein Element im Text ursprünglich einmal stammte oder worauf genau angespielt wird. Oftmals geht es nämlich gar nicht um das, was genau verwertet wird, sondern darum, wie und wozu das getan wird – um das Explorieren unterschiedlicher Möglichkeiten der Verwertung.

Der Titel selbst macht darauf aufmerksam, indem er dieses Herstellungsverfahren ab 1582 auf den Begriff der *Klitterung* bringt. Damit thematisiert das Buch nicht mehr seine Gattungszugehörigkeit, sondern inszeniert eine Herstellungsweise. Während *Geschichtsschrift* auf der Ausgabe von 1575 noch auf die Gattung der Chronik weist und *Affentheurlich* eine Parodie („Nachäffen“) derselben suggeriert, meint *Geschichtklitterung* so viel wie ein „Zusammenbasteln und -pfuschen von Geschichte“. Damit wird auf die Techniken frühneuzeitlicher Gelehrsamkeit verwiesen, wo *klittern* im Sinne von ‚kleben‘ zum einen seine wörtliche Entsprechung im materialen Zerlegen und Neuzusammenfügen von Büchern findet. Mithilfe von Schere oder Exzerpt zerlegen frühneuzeitliche Gelehrte Bücher in einzelne Zettel und kleben oder pinnen sie zu neuen Büchern zusammen. Solche materialen Basteleien mit Schere, Papier und Kleber sind im Rahmen der gelehrten Wissens- und Literaturverwaltung bestens belegt.⁸³ Damit führt das Klittern zum anderen auch in den Bereich der ‚gelehrten Buchführung‘, wo die sog. Klitterbücher oder *adversaria* als papierbasierte Arbeitsspeicher verwendet werden, in die man etwas schnell einträgt, was man später oder parallel dazu auch noch in eine neue Ordnung sortiert.⁸⁴ Klittern steht also im Kon-

⁸² Die Edition von Hildegard Schnabel von 1969 (vgl. Anm. 6) ist vergriffen; eine kritische Werkausgabe mit Kommentar ist geplant. Von den Textbänden dieser ‚Berliner Ausgabe‘ – initiiert von Hans-Gert Roloff, Ulrich Seelbach und W. Eckehart Spengler – sind in den letzten zwanzig Jahren drei erschienen, die geplanten ergänzenden Kommentarbände stehen noch gänzlich aus.

⁸³ Beispielsweise beschreibt der Universalgelehrte Conrad Gessner solche Techniken ausführlich in seiner *Bibliotheca universalis* (zuerst 1548), vgl. dazu Markus Krajewski: ZettelWirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek. 2., korrig. u. erw. Auflage. Berlin 2017 (copyrights. 4), insb. S. 17–20; Hans H. Wellisch: How to make an Index – 16th Century Style. Conrad Gessner on Indexes and Catalogs. In: International Classification 8,1 (1981), S. 10–16; Helmut Zedelmaier: Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte. 33). Köln 1992, insb. S. 99–107.

⁸⁴ Vgl. dazu grundlegend Jean-Marc Châtelain: Les Recueils d’adversaria aux XVI^e et XVII^e siècles. Des pratiques de la lecture savante au style de l’érudition. In: Le livre et l’historien. Hrsg. von Frédéric Barbier. Genève 1997, S. 169–186; ferner vgl. auch Christoph Benjamin Schulz: Poetiken des Blätterns. Hildesheim 2015 (Literatur – Wissen – Poetik. 4), S. 169f.

text einer schnellen und flüchtigen Textproduktion, bei der vorhandene Texte in lose Zettel zerlegt und neu zusammengebastelt werden sowie schnell und flüchtig hingeschrieben wird. Dass diese Produktion durchaus problematisiert wurde, zeigt sich daran, dass sich das Verb auch als Schimpfwort für gelehrte Schriften und insbesondere Kompilationswerke findet, bei denen unsorgfältig gearbeitet wurde. So wettert etwa Hermann Ryff (selbst ein ausgesprochen produktiver Kompilator medizinischer und pharmazeutischer Abhandlungen) in seinem *Apoteck oder Confectbüchlin* (zuerst Frankfurt a. M. 1548) gegen geldsüchtige Buchdrucker, von denen *vilerley klitterbuechlin/ sunderlich in der loblichen vnnd heilsamen kunst der artzney/ von mancherley seltzamen vngereimpten stücken/ liederlich zuosamen gepletzt vnd gflickt werden/ den gemeynen mann mit grosser trefflicher verheyssung des gwaltigen prachtigen tittels/ betriegend⁸⁵* – eine Stelle, die Fischart wohl kannte, hat er doch bei der Arbeit an der *Geschichtklitterung* an verschiedenen Stellen auf Ryffs Kompendium zurückgegriffen und daraus kompiliert.⁸⁶ Ferner nennt der Text den Titel auch ganz ausdrücklich, wenn im Prolog von kostbaren *fantaseien, wie sie ins Reiffen gemusterter Abecedeck zufinden*,⁸⁷ die Rede ist. Bei Fischart wird also im Titel offengelegt, dass das betitelte Werk auf jenen Praktiken der gelehrten Buchproduktion fußt, die in der Zeit wegen ihrer mangelnden Sorgfalt verschrien, zugleich aber wegen ihrer Effizienz weit verbreitet waren. Dass *Geschichtklitterung* an die Stelle der vormaligen Gattungsbezeichnung *Geschichtschrift* gestellt wird, verheißt ferner eine Gattungsinnovation, insofern diese Praktiken hier offenbar ein Werk der Unterhaltungsliteratur konstituieren, das äffische Abenteuer und schrullige, *[n]auengeheurliche Possen* verspricht, und nicht etwa eine auf die Weitergabe von Wissen ziellende Chronik.

⁸⁵ Walther Hermann Ryff: Der erst theyl der kleinen Apoteck oder Confectbüchlins [...]. Straßburg [B. Beck, 1552], fol. Aij^r. Um noch ein Beispiel aus der Konfessionspolemik anzuführen: Bartholomäus Rülich: Gute Jesuiterische Newe Zeitung und Ursachen/ Warumb viel Tausend guthertziger Lutheraner/ Calvinianer/ Zwinglianer [...]. Erst zu Ingolstade/ Nachgedruckt zu Eileben: Grosian, 1556, S. 32 wirft einer protestantischen Schrift vor, dass sie *aus verkehrtem Verstande/ nicht bey dem trewlichsten/ aus allerley Schrifften/ welche jemals/ etwan dem Augustino zugemessen worden/ sie sein gleich gewiß oder ungewiß/ wahr oder falsch gewesen/ ein Quodlibet oder Klitterbuch zusammen geflicket habe. Daß gleich wie an einem zusammen geflickten Bettlertzmantel allerley fetzen so einander weder an der Farbe noch am Gewande gleich sein/ zusammen geflickt werden: Also er ungewisse unter die gewissen Schrifften unrechtmessig gemischet habe*. Zum Klittern als ‚Kompilieren‘ bei Fischart vgl. auch Jodok Trösch: Cento, Quodlibet, or Compilation? Combinatorial Techniques of Citation in Fischart’s ‚Geschichtklitterung‘. In: Cento-Texts in the Making. Aesthetics and Poetics of Cento-Techniques from Homer to ‚Zong!‘. Hrsg. von Manuel Baumbach. Trier 2022 (Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 109), S. 265–290, S. 267.

⁸⁶ Zu Ryffs Apoteck- und Confectbüchlins als Quelle für die Geschichtklitterung vgl. Adolf Hauffen: Neue Fischart-Studien. Leipzig/Wien 1908 (Euphorion. 7. Ergänzungsheft), S. 284.

⁸⁷ Fischart, Geschichtklitterung, S. 28; ferner wird ab der Ausgabe von 1582 die *Reiffische[] Haufapo-teck* im fünften Kapitel (ebd., S. 132) genannt und im 27. Kapitel werden bei Regenwetter *Safft, Salben vnd Schmer, so eigentlich als wern sie von Gwalter Reiffen von Straßburg [...] darzu bestelt, besichtigt* (ebd., S. 366).

Wer ein rudimentär ausgeprägtes *practical understanding* für die Praktik der Kompilation im 16. Jahrhundert hat, erkennt in Fischart's Text überall Spuren der Materialisierung dieser Praktik. Auf fast jeder Seite des Buches finden sich beispielsweise Synonymreihen und Listen von Namen, Exemplen oder Dingen. Oftmals verstößen diese Reihungen auffällig gegen die Wirkabsicht rhetorischer *amplificatio*, weil sie dort gebildet werden, wo der Argumentation eigentlich gerade *kein* zusätzliches Gewicht verliehen werden müsste. Es werden in diesen höchst eigenartigen Paralipsen jeweils Reihen genau dort gebildet, wo es ausdrücklich nichts zu zeigen, belegen oder erörtern gibt. Solche Stellen betonen gerade durch ihre mangelnde Einbindung in übergeordnete argumentative oder narrative Strukturen den Umstand, dass ihnen die topische Logik von *locus* und darunter versammeltem Material aus anderen Texten zugrunde liegt. Im elften Kapitel werden beispielsweise alle Hiebwaffen aufgelistet, mit denen Gargantua als Kleinkind *nicht* hantierte:

Dann er bedorfft noch nicht des Achillis Peliasspieß, den niemand als er schwingen kont, noch des Rolands Durandal, des Artus Kaliburn, des Ogiers Kurtein, des Kaysers Großkarle Oriflambe, des Renalds Flamberge, vnd solche Flammklingen vnd Wurmstecher. Noch Rogiers Balisard, noch Scanderbecks Schwer Scharsachfochtel, noch Pompei Löwen Schwerd, noch des Conestabel Aplanos, noch des Königs Rogiers Apulus vnnd Calaber, noch Bruti vnnd Cassij Lotringisch Huttölchlin, noch des Meydlins Johanna Poucellle inn Franckreich Verrost Catarinen Schwerdt, damit sie die Engelländer vertrieben, vnd noch zu S. Dionys ist geplibien: noch Königs Etzels auß Vngarn hochgeadelt vnglückschwerd, dessen genealogy vnnd Vrâne die Manßfeldisch Chronic beschreibt, biß auff Graf Lupold, dem es, als er im Schlaf reutend vom Gaul ful, das sächlin machet: und welches zu vnserer zeit der Duc Dalba nach der Schlacht bei Mülberg selsam soll außgegraben haben: vnd niemand weiß wo er mit hinkommen?⁸⁸

Die topische Struktur tritt nicht zuletzt durch die Suspension des Syntagmas deutlich hervor und indiziert in Verbindung mit der Verkürzung von historischen Kenntnissen auf jeweils einen Namen und eine Waffe, dass bei der Herstellung kompiliert wurde. Wie eine Spur hat sich das Durchsuchen einer Zettelsammlung nach einem Stichwort oder das Blättern im Register eines Nachschlagewerks in solche Reihen mit eingeschrieben. Die heroischen Schwerter stammen hier beispielsweise aus der antiken Epik und Historiographie (Achilles, Gnaeus Pompeius Magnus, Brutus und Cassius), aus der mittelalterlichen Chanson de geste (Roland, Ogier, Karl der Große, Renald) und der Matière de Bretagne (Artus), aber auch aus zeitgenössischen Kosmographien (König Rogier) und Chroniken (*Manfeldische Chronik*).⁸⁹ Sogar Wissenspartikel aus

⁸⁸ Fischart, Geschichtklitterung, S. 224.

⁸⁹ Vgl. zu den Quellen der „Liste der sagenhaften Schwerter“ Seelbach, Ludus lectoris, S. 224–225. Dass ein Graf Lupold oder Leupold von Attila abstamme und im Schlaf vom Pferd gefallen sein soll, finde ich ebenso wenig in der Mansfelder Chronik wie Angaben zu Attilas Schwert, vgl. zu Attila Cyriacus Spangenberg: Mansfeldische Chronica. Der Erste Theil. Von Erschaffung vnd Austheilung der Welt [...]. Eisleben: A. Petri, 1572, fol. 51^v–52^r. Zur Schlacht am Mühleberg vgl. ebd., fol. 454^r. Jakob und Wilhelm Grimm geben an, dass der mittelalterliche Chronist Lambert Schafnaburg (Lambertus Hersfel-

der zeitgenössischen Polemik finden sich hier mit dem Duc D'Alba (Fernando Álvarez de Toledo).⁹⁰ Zugleich wird aber auch deutlich signalisiert, dass die Praktik bei der Herstellung nicht ganz zweckgemäß angewendet wurde. Beispielsweise gehört *König Rogiers* nicht wirklich zu den namhaften Helden. Sein Schwert ist nur ‚berühmt‘, weil es in Sebastian Münsters *Cosmographia* eine Abbildung davon gibt, während ein ziemlich kurzer Absatz erklärt, wie sein Besitzer in die Geschichte Siziliens einzuordnen ist.⁹¹ Auch inwiefern die Caesar-Mörder Cassius und Brutus in die Liste saghafter Helden gehören, scheint mehr als fraglich. Ferner heißt das Schwert von Karl dem Großen nicht *Oriflambe*, sondern „Joyeuse“; Gnaeus Pompeius Magnus hatte kein Löwenschwert (*Pompei Löwen Schwerdt*), sondern einen Siegelring mit dem Bild eines schwerttragenden Löwen; Aplanos ist keine Waffe (*des Conestabel Aplanos*), sondern die Devise des Hauses Montmorency usw.⁹²

Zum einen akkumuliert der Text also Material an *loci*, die in der Erzählung und Argumentation keine Rolle spielen und daher auch nicht mit einer Fülle an Beispielen belegt werden müssen. Zum anderen finden sich, wie anhand der Schwertliste gezeigt, Materialien in den Listen, die nicht wirklich zum *locus* passen und die topische Struktur unterminieren. Dieser Zug, an argumentativen oder narrativen Nicht-Orten alles anzuriehen, was sich im *litterarischen* Hausrat finden lässt, wird schon prominent auf der Titelseite reflektiert. In der Ausgabe letzter Hand werden ganze 17 Königreiche

densis, hier wohl dessen *Annales*) berichte, dass Heinrich IV. 1071 Attilas Schwert einem Lupolt von Mersburg geschenkt haben soll, der aber beim Sturz vom Pferd in die Klinge gefallen und dabei gestorben sei, vgl. Jakob Grimm, Wilhelm Grimm: Altdeutsche Wälder. Bd. 1. Cassel: Thurneissen, 1813, S. 212, Anm. 10.

90 Dass Toledo nach der Schlacht bei Mühleberg Attilas Schwert ausgegraben haben soll, wie hier angegeben wird, würde jedenfalls ganz im Sinne der ‚Schwarzen Legende‘ polemisch eine direkte Verbindungsline zwischen dem wegen seiner Schreckenherrschaft im deutschen Gebiet als *Flagellum Dei* in die Chroniken eingegangenen Attila und dem die Brutalität beerbenden Herzog von Alba ziehen – in der *Mansfeldischen Chronica* ebenfalls nicht gefunden. Vgl. zu Attila als *Flagellum Dei* Spannenberg, Mansfeldische Chronica, fol. 51^v–52^r. In Fischarts ‚Neue Zeitung‘ über die Vernichtung der spanischen Armada wird der Duc D'Alba zwar erwähnt, nicht aber, dass der Attilas Schwert ausgegraben hätte, vgl. Johann Fischart: Gantz gedenckwürdige vnd Egentliche Verzeichnuß/ wie die mächtig und prächtig von vielen Jahren her zugerüstete Spanische Armada [...]. Straßburg: B. Jobin, 1588.

91 Sebastian Münster: *Cosmographia*. Beschreibung aller Lenden durch Sebastianum Munsterum [...]. Basel: H. Petri, 1546, fol. clxx^r. Vgl. dazu auch Seelbach, Ludus lectoris, S. 224–225.

92 Als man Caesar nach Pompeius' Ermordung dessen Kopf und Siegelring überbrachte, soll er geweint haben. In diesem Zusammenhang erwähnt Plutarch den schwerttragenden Löwen auf dem Ring, vgl. Plutarch: *Plutarch's Lives*. Ins Englische übersetzt von Bernadotte Perrin. Cambridge/London 1917. Version der Perseus Digital Library, <http://data.perseus.org/citations/urn:cts:greekLit:tlg0007.tlg045.perseus-eng1:80.5> [Zugriff: 01.09.24]. Mit *Conestabel* ist ferner vermutlich Herzog Anne de Montmorency gemeint, vgl. Jean Le Laboureur: *Les tombeaux des personnes illustres. Avec leurs eloges, genealogies, armes & devises*. Paris: Jean le Bouc, 1642, S. 85: *Le mot de la maison de Montmorency est aplanos, mot Grec, qui confirme que l'intention des Seigneurs de cette famille fut de tesmoigner leur fidélité au service de Dieu & de nos Roys, par le chien de leur tymbre [...] en Grec signifie non Vagus, Erroris, Expers, Constans, Status, Stabilis, Firmus, etc.*

im wörtlichen Nirgendwo aufgeführt, darunter: *Utopien/ Jedewelt vnd Nienenreich [...] NubelNibelNebelland/ Erbvögt auff Nichilburg/ vnd Niderherren zu Nullibingen/ Nullenstein vnnd Niergendhey*. Weil die Reihenbildung an ‚Nicht-Orten‘ immer wieder wiederholt und variiert wird, übt der Text sozusagen ein rhetorisch-topisches Verständnis von Utopie ein, das nicht soziale Möglichkeitsräume an topologischen, sondern paradigmatische Möglichkeitsräume an topischen Nichtorten eröffnet.

Der methodische Anschluss an die Praxeologie bringt den Vorteil mit sich, dass die Analyse der unterschiedlichen Übungen von Fischarts Roman an die Befunde zu den Praktiken und Dingen der Gelehrtenkultur anschließen kann, die in den letzten Jahren seitens der interdisziplinären Frühneuzeitforschung diskutiert wurden.⁹³ Gernade in der historischen Forschung hat die Erkenntnis, dass Wissenschaft „bis zum 18. Jahrhundert vornehmlich eine Tätigkeit gewesen ist, die sich mit Texten beschäftigt hat“ und durch spezifische historische Praktiken strukturiert wurde, zu einer Vielzahl an Untersuchungen geführt.⁹⁴ Texte werden im 16. Jahrhundert primär aus anderen Texten gemacht, und das nicht nur mittels *imitatio*, sondern auch materiell durch Lesen, Notieren, Exzerpieren, Sammeln, Ordnen, Kompilieren, Plagiieren usw. Material wird aus anderen Texten gesammelt und für neue Texte verwertet. Hierfür wurden dazu eingerichtete Nachschlagewerke konsultiert sowie eigene Materialsammlungen angelegt. Man hat die Praktiken, die sich in diesem Zusammenhang entwickelt haben, auf den Begriff der *commonplace mentality*, der „Zettelwirtschaft“ oder der „Wissensökonomien“ gebracht.⁹⁵ Die damit verbundenen Praktiken zielen nicht nur auf Effizienz und sind an geldökonomische Systeme (Buchmarkt, Karriere in der Reichsverwaltung oder an der Universität usw.) gekoppelt, sondern greifen auch auf merkantile Techniken zurück wie beispielsweise die doppelte Buchführung – man exzerpiert in der Reihenfolge, wie man etwas liest, in ein Heft A und verzeichnet pa-

⁹³ Vgl. Anthony Grafton: Inky Fingers. The Making of Books in Early Modern Europe. Cambridge 2020; Markus Friedrich, Jacob Schilling (Hrsg.): Praktiken frühneuzeitlicher Historiographie. Berlin/Boston 2019 (*Cultures and Practices of Knowledge in History*. 2); ferner die von Markus Friedrich, Christine von Örtzen und Vera Keller herausgegebene Reihe *Cultures and Practices of Knowledge in History* (De Gruyter); Gabriele Jancke: Gastfreundschaft in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Praktiken, Normen und Perspektiven von Gelehrten. Göttingen 2013 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung. 15); Helmut Zedelmaier: Werkstätten des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung. Tübingen 2015 (*Historische Wissensforschung*. 3); Marian Füssel: Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit. Darmstadt 2006; Frank Büttner, Markus Friedrich, Helmut Zedelmaier (Hrsg.): Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen. Zur Wissenskompilatorik in der Frühen Neuzeit. Münster 2003 (*Pluralisierung & Autorität*. 2); Helmut Zedelmaier, Martin Mulsow (Hrsg.): Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit. Tübingen 2001 (*Frühe Neuzeit*. 64).

⁹⁴ Helmut Zedelmaier, Martin Mulsow: Einführung. In: Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit. Hrsg. von dens. Tübingen 2001 (*Frühe Neuzeit*. 64), S. 1–8, hier: S. 1.

⁹⁵ Zum Begriff der Wissensökonomie vgl. Davina Benkert: Ökonomien botanischen Wissens. Praktiken der Gelehrsamkeit in Basel um 1600. Basel 2020 (*Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft*. 188), S. 33–36; zum Begriff der „Zettelwirtschaft“ vgl. Krajewski, ZettelWirtschaft.

rallel dazu die Neueingänge auch noch systematisch in einem Heft B. Bei dem, was Gelehrte wie Fischart ihr Leben lang verwalteten, handelt es sich um Buchwissen. Ein guter Teil davon lässt sich seiner Struktur und seinem Gebrauch nach als Belegmaterial verstehen. Mit ihm wurden die eigenen Aussagen belegt, wofür im 16. Jahrhundert vor allem auf Zeugen aus der *historia* oder auf Autoritäten aus dem klassischen Kanon zurückgegriffen wurde. Die Struktur von Wissen als Belegmaterial besteht daher aus einer Information in Form eines Exempels („Figur A hat irgendetwas gemacht, erlebt, erlitten ...“) oder einer autoritativen Aussage („wie Autorität B sagt ...“) mit dazugehörigen Angaben, bei welcher glaubhaften Quelle diese Information überliefert wird.

Ein Beispiel für ein Nachschlagewerk, auf das Fischart immer wieder zurückgriff, ist die Exempelsammlung von Andreas Hondorff. Sie versammelt Exempla aus der Bibel, der antiken Geschichtsschreibung, aus mittelalterlichen Quellen und zeitgenössischen Chroniken in der Ordnung des Dekalogs. In der *Geschichtklitterung* erhalten die Kompilierwerke der zeitgenössischen Homiletik ein schlechtes Zeugnis, obwohl offensichtlich extensiv aus ihnen abgeschrieben wurde.⁹⁶ An Hondorffs „Exemplenvorrat“ (*Promptuarium Exemplorum*) lassen sich die topischen Strukturen veranschaulichen, die die frühneuzeitliche Wissensverwaltung prägen. Topisch meint in diesem Fall, dass Wissensbereiche nach einer räumlichen Struktur von Ober- und Unterbegriffen (sog. *loci*) geordnet und begrifflich gefasst werden. Hondorffs Sammlung ist auf den Gebrauch beim Verfassen von Predigten ausgelegt und wählt als Makrostruktur den Dekalog (die Zehn Gebote), also eine disziplinäre Aufteilung mit zehn *loci* erster Ordnung. Jedem Gebot werden weitere *loci* untergeordnet, die wiederum mehrere Titel (man könnte von *loci* dritter Ordnung sprechen) umfassen.⁹⁷ Ein ausführlicher *Index Locorum*, der am Anfang des Buches steht, gibt über die zu jedem Gebot gehörenden *loci* und die darunter behandelten *tituli* Auskunft und bietet damit einen Überblick über die Wissensarchitektur. Zum ersten Gebot gehören beispielsweise vier *loci* (*De Martyribus*, *De Idolatria*, *De Haereticis & Idolatriss*, *De Astronomia*), die jeweils unter sich mehrere *tituli* führen, die vom Allgemeinen ins Historisch-Spezifische gehen (bei *De Martyribus* sind das beispielsweise zehn Titel, die vom allgemeinen *Vieler vnd fürnembster Gottes Zeugen/ Bekänner vnd Martyrer/ Historien* bis zum spezifischen *Erschreckliche[n] Mordt an 88. Personen vmb deß Euangelij willen zu Montalo in Neapo-*

⁹⁶ Im 26. Kapitel wird erzählt, dass sich Gargantua's Vorleser an Gebetsformularen bedient hätte, was kommentiert wird, vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 336: *Gebettformular, die heut ein jeder Cantzelstand vnd Predigstulbeschreiter zusammen klittert, damit er auch wie ein Schwalbennest am Hauß, an Doctor Gefßners Bibliotheck oder ins Suppliment zugeflickt werde: aber sie werden mir im andern theyl zur Liberi noch wol bekommen, vnd wird sie kein Lumroff schützen, es sey dann ein frommul.*

⁹⁷ Andreas Hondorff: *Promptuarium Exemplorum*. Das ist: *Historien vnd Exemplbuch/ nach ordnung vnd Disposition der heiligen Zehen Gebott Gottes [...]*. Frankfurt a. M.: P. Schmidt, 1572, fol. X2v–X3r.

*lis reichen).⁹⁸ Neben diesem thematischen Inhaltsverzeichnis verfügt Hondorffs Sammlung zudem über ein ausführliches Register, mit dem das Buch alphabetisch durchsucht werden kann. Im Register stehen die Eigennamen von Personen, Figuren und Orten jeweils in alphabetischer Ordnung mit einer kurzen Beschreibung und der entsprechenden Blattzahl. Da ein guter Teil der Figuren in mehreren Exemplaren vorkommt, sich also als Beispiele für ganz unterschiedliche Gesichtspunkte eignet, ergeben nur schon die verschiedenen Registereinträge zu ein und demselben Namen einen guten Eindruck, um was für Figuren es sich handelt. Von Cambyses, der im Register fünf Einträge hat, erfährt man der Gestalt, dass er 1. *Egypten erobert* hat, 2. *sich mit seinem eigenen schwert erstach*, 3. *zornig wider Amasim war*, 4. *den Tempel des Abgotts Ammonis Jovis plünderte* und 5. *einen ungerechten Richter schindet*.⁹⁹ Wollte man eine Liste onymer Exemplar erstellen zu den *loci* Selbstmord, Eroberung, Zorn oder Gerechtigkeit, konnte man sich dafür den Namen Cambyses direkt aus dem Register herausschreiben, ohne das dazugehörige Exemplar tatsächlich gelesen zu haben. Bei Fischart finden sich allenthalben solche Reihungen von Namen, die lediglich durch ein Beiwort und/oder ein *word-crossing* mit einem Moment aus der tradierten *historia* verbunden sind. Eine solche Reihung weist wie eine Spur auf die Verwendung von Nachschlagewerken bei der Herstellung. Dass Fischarts Reihungen Information auf Sprachmaterial verkürzen, mag zwar durchaus dem *ludus lectoris*, dem Rätselpaß einer sehr gelehrten Leserschaft dienen,¹⁰⁰ sie veranschaulichen aber auch, wie effizient man mithilfe von Register und Index Informationen zusammenschreiben – eben: *klittern* – kann. Die Reihungen aktivieren bei der Lektüre ein *practical understanding*, das in den eingereihten Wissenspartikeln nicht bloß Einzelreferenzen auf konkrete Quellen und deren propositionalen Gehalt erkennt, sondern in ihrer Kürze und Reihung Spuren gelehrter Herstellungspraktiken sichtbar werden lässt.*

Dass Fischarts Reihungen nicht nur systematisch auf gelehrt Praktiken referieren, sondern eine demonstrative, *klitternde* „Fehlanwendung“ derselben inszenieren, ließe sich an zahlreichen Beispielen zeigen. Hondorffs Sammlung bietet durch ihre topische Gliederung, den thematischen Index und das alphabetische Register ganz unterschiedliche Zugriffs- und Suchmöglichkeiten auf die darin versammelten Exemplar. Will man etwa, wie Fischart das für eine Stelle der *Geschichtklitterung* getan hat, einen Katalog von Beispielen für die Bestrafung von Ehebruch, Vergewaltigung und unehelichem Sex zusammenstellen, bieten sich mehrere Möglichkeiten. Man könnte etwa das Register überfliegen und sich alle Namen herausschreiben, bei denen von Unzucht und Bestrafung die Rede ist. Da die Registereinträge, wie gesehen, in der Regel nicht bloß Namen, sondern dazugehörige Mikronarrative enthalten, wird man

⁹⁸ Hondorff, *Promptuarium Exemplorum*, 1572, fol.)(1^r.

⁹⁹ Ebd., fol. Zz iiij^v.

¹⁰⁰ Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*.

auf diese Weise fündig werden, ohne, wie oben bereits angemerkt, die eigentlichen Exempel im Anschluss aufzuschlagen und nachlesen zu müssen (um ein Beispiel für ein solches Mikronarrativ aus Hondorffs Register zu nennen: *Semiramis von jrem son er-tödet/ als sie jhn zur vnzucht begerte.* 266b).¹⁰¹ Oder man könnte, da die Sammlung ja nach den zehn Geboten geordnet ist, vermuten, dass unter dem 6. Gebot wahrscheinlich ein oder zwei *loci* zum Thema Keuschheit und unter dem 9. Gebot der *locus* Ehebruch zu finden sein dürften, und den *Index Locorum* konsultieren. Hier hätte man dann allerdings das Problem, dass die Bestrafungen von Unkeuschheit und Ehebruch bei Hondorff an mehreren *loci* behandelt werden. Man kommt folglich um das Blättern an den eingegrenzten Stellen nicht herum. Dass auch Fischart geblättert hat, hat sich wie eine Spur an einigen Stellen in den Text mit eingeschrieben. Das folgende Beispiel stammt aus dem fünften Kapitel und listet auf, was für sexuelle Handlungen Grandgousier, der Vater von Gargantua, *nicht* ausführte:

Nein, Nein, daß war seins glaubens gar nicht, er fieng kein Trojanischen farrenwütigen Hellenkrieg drumb an, mault mit kein Agamemnon vmb das Brisachelslein, stürzt sich in kein Kurtzenloch drumb, war kein Pausanischer, Scedasischer, Carrarischer, Barhäuserischer, Leuitischer vnd Dirscheritischer Freimüllerischer Meidlingmetziger: ward kein Mundischer Isenpfaff drumb, daß er ins elend einer nacht halben komm: Er war kein Bryas, daß jm die Braut im schlaff die augen außriß: man dorfft jn nicht drumb auff Macrinisch inn ein Ochsen vernehmen, noch Sicilische Vesper mit jm spilen: Temoclia dorfft jhm keinen Schatz im Bronnen zeigen: man gesegnets jm nit wie dem Salust mit Peitschen, oder dem Schweizerischen Amptmann mit der Achst im Bad, vnd dem Domherren mit dem Strigel [...].¹⁰²

Von den insgesamt 24 Exempel, die auf wenige Wörter (auf Name, Stand, Funktion und/oder Art der Bestrafung) verkürzt sind, stammt rund die Hälfte aus Hondorffs *Promptuarium Exemplorum*.¹⁰³ Fischarts Reihe folgt interesseranterweise insgesamt auch in etwa der Ordnung, in der die Exempel im *Promptuarium* unter dem *locus* „De Poena Scortatorvm et Moechorum“ aufgeführt werden.¹⁰⁴ Bei beiden dient als erstes Beispiel Paris, der mit dem Raub der Helena den Trojanischen Krieg ausgelöst hat. Bei Fischart findet sich im Anschluss aber eine kurze Liste an Femiziden (*Scedasischer, Carrarische [...] Meidlingmetziger*), von denen nur der Mord an Scedasos Töchtern auch im *Promptuarium* auf der ersten Seite des entsprechenden *locus* steht, während beispielsweise Pausanias (*Pausanischer*) gar nicht an dieser Stelle, sondern unter dem 9. Gebot zu finden ist. Das macht auf ein Problem topischer Ordnung aufmerksam: Mordende Vergewaltiger verstoßen gleich gegen mehrere Gebote, ihre Exempel lassen sich folglich bei Hondorff nicht eindeutig zuordnen und werden an unterschiedlichen *loci* aufgeführt. Das führt dazu, dass die kurze Femizid-Subliste nicht durch sukzessives Blättern zustande gekommen sein kann, sondern ebenfalls, in einem separaten

¹⁰¹ Hondorff, *Promptuarium Exemplorum*, 1572, fol. Aaa vi^v.

¹⁰² Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 112–113.

¹⁰³ Vgl. dazu auch Holstein, *Der Ehediskurs der Renaissance*, S. 90–91.

¹⁰⁴ Hondorff, *Promptuarium Exemplorum*, 1572, fol. 251^v.

Durchgang gesammelt, aus einem Nachschlagewerk oder der eigenen Materialsammlung stammt. Nach der Femizid-Liste geht es wieder nach der Ordnung des *Promptuariums* weiter: der Isis-Priester Mundus (*Mundischer Isenpfaff*), Bryas, Temoclia usw. Fischart hat nicht jedes Exemplar, das sich bei Hondorff findet, für obige Stelle verwendet. Manchmal scheint einige Seiten im *Promptuarium* weitergeblättert worden zu sein, bis ein Exemplar wieder aufgenommen wurde – vielleicht weil es in dem (nicht erhaltenen) Handexemplar mit einem Fingerzeig hervorgehoben war? Jedenfalls erweckt die lose Orientierung an der Reihenfolge der Quelle den Eindruck des flüchtigen Durchblätterns. Verstärkt wird dieser Eindruck durch den Umstand, dass sich auch Fehler nachweisen lassen. Dem Domherrn mit dem Striegel, der sich bei Fischart findet, entsprechen im *Promptuarium* zwei verschiedene Exemplar.¹⁰⁵ Einerseits findet sich die Geschichte von einem *Thumherr[n]* (= Domherr), der die Frau eines Bäckers begehrte und von diesem später erstochen worden sei, andererseits das Exemplar eines *Procurators*,¹⁰⁶ der die Frau eines Juristen begehrte und von diesem im Bad mit einem Striegel mit langen, schneidendenden Zähnen zu Tode gestriegelt wird. Diese Vermischung erlaubt sogar die Vermutung, in welcher Ausgabe der populären und vielgedruckten Sammlung Fischart blätterte: nur in der Ausgabe von 1572 stehen beide Exemplar auf derselben Seite.¹⁰⁷ Bei einer flüchtigen Lektüre, die den Text allein nach Namen und Bestrafungsarten durchscannt, würde die typographische Nähe jedenfalls erklären, wieso zwei unterschiedliche Exemplar als ein (sehr) langes verstanden worden sein könnten.

Die Verwendung unterschiedlicher Kompilationswerke und die sich mit in den Text einschreibende unsorgfältige Arbeitsweise weisen meines Erachtens darauf hin, dass auf Ebene der Herstellungspraktiken eine bestimmte Autorschaft inszeniert wird. Auf der Titelseite wird diese bezeichnenderweise nicht Johann Fischart, sondern *Huldrich Elloposcleron* genannt. *Elloposcleron* konstruiert sich aus griechisch ‚Fisch‘ (*ellop*) und ‚hart‘ (*skleros*), womit der Name *Fischart* etymologisch als ‚Fischhart‘ gedeutet und gräzisiert wird. Der Name greift damit eine Praktik humanistischen Self-Fashionings auf,¹⁰⁸ in der auch der Name *Huldrich* seinen historischen Ort hat. *Huldrich* ist eine Re-Etymologisierung von Ulrich, mit der sich einige gelehrte Ulrike der Zeit – etwa der Zürcher Reformator Huldrich Zwingli oder der Basler Drucker Huldrich Frölich – schmückten. Entgegen der immer wieder in der Forschung

¹⁰⁵ Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 460.

¹⁰⁶ Hondorff, *Promptuarium Exemplorum*, 1572, fol. 268^v.

¹⁰⁷ Nur in der Frankfurter 1572er Ausgabe befinden sich, soweit ich sehe, beide Exemplar auf derselben Seite (268 verso), wenn auch ein weiteres längeres Exemplar (*Vom Pfarrherr, der einer Ehefrau nachtrachtet und seine Nieren verliert*) zwischen dem Striegel- und Domherrenexemplar eingefügt ist. In der 1568er Ausgabe fehlen beide Exemplar (vgl. Hondorff, *Promptvarivm exemplorvm*, 1568, fol. 264^v), in den Ausgaben von 1574 und 1576 finden sich die Exemplar auf demselben Blatt, aber jeweils recte und verso verteilt.

¹⁰⁸ Zum Begriff des Self-Fashionings vgl. Greenblatt, Renaissance Self-Fashioning.

wiederholten Behauptung handelt es sich bei *Huldrich* folglich um keine Entsprechung des Namens Johannes.¹⁰⁹ Das ursprünglich hebräische *Jochanan* bedeutet ‚Gott ist gnädig‘, während *Huldrich* das opake Ulrich als ‚der, der reich an Hulde ist‘ wieder durchsichtig machen soll.¹¹⁰ Beide Namen haben unterschiedliche Provenienzen und unterschiedliche Benennungsmotive, sie profilieren aber eine *persona*, die sich als Teil der *res publica litteraria* generiert, an deren gelehrtem Self-Fashioning sie mittels Gräzisierung und Re-Etymologisierung partizipiert. Auch die Herstellungspraktiken sind Teil dieses Self-Fashionings.

2.2 Stand der Forschung

In der *Geschichtklitterung* werden verschiedenste Techniken des ‚liederlichen Zusammensetzens und -flickens‘ von Texten durchexerziert, was das Buch zu einem der merkwürdigsten Werke der deutschen Literatur macht. Diese Eigenart hat der Forschung einige Probleme bei der Einordnung bereitet. Das Buch scheint weder ganz Roman noch ganz Übersetzung, weder ganz Satire noch ganz Enzyklopädie zu sein. Im Folgenden werde ich entlang dieser vier Stichworte die verschiedenen Ansätze durchgehen, die in der Forschung für Fischarts Hauptwerk diskutiert werden, um vor diesem Hintergrund meine Herangehensweise zu konturieren.

In Literaturgeschichten und Handbüchern wird bisweilen darauf hingewiesen, dass die *Geschichtklitterung* zur Vor- oder Frühgeschichte des Romans gehört.¹¹¹ Eine solche stellt allerdings noch in weiten Teilen ein Desiderat dar. Blickt man nicht von den experimentelleren Anverwandlungen der Gattung in der Moderne, sondern von der Literatur des 16. Jahrhunderts auf Fischarts Buch, steht man vor dem Problem, dass es sich zwar vielleicht in eine Linie mit Jean Paul oder Arno Schmidt stellen lässt,¹¹² dafür aber so gar nicht in die deutsche Literatur der Zeit zu passen scheint.¹¹³ Um nicht die ganze Zeit vom Text oder Buch zu sprechen, verwende ich im Folgenden aber dennoch den Begriff ‚Roman‘ für die *Geschichtklitterung*, allerdings mit eingeschränkten gattungsgeschichtlichen Implikationen. Die längeren Prosaerzählungen des 16. Jahrhunderts – etwa das Faustbuch, die Magelone oder Georg Wickrams Pro-

¹⁰⁹ Vgl. hierzu auch Trösch, Wilde Semiose, S. 111f.

¹¹⁰ Vgl. Hans Bahlow: Deutsches Namenlexikon. Familien- und Vornamen nach Ursprung und Sinn erklärt. München 1985, S. 265 u. S. 528.

¹¹¹ Vgl. exemplarisch Wolfgang Beutin: Humanismus und Reformation. In: ders. [u. a.]: Deutsche Literaturgeschichte. 8., akt. und erw. Auflage. Stuttgart/Weimar 2013, S. 59–102, insb. S. 101.

¹¹² Zu dieser Reihenbildung vgl. auch Ralf Simon: Grundlagen einer Theorie der Prosa. Überlegungen zur basalen Selbstreferentialität der Dichtung nach Roman Jakobson. Berlin/Boston 2022 (Theorie der Prosa), S. 2, S. 5.

¹¹³ Vgl. exemplarisch Benedikt Jeßing: Von den Anfängen bis ins 18. Jahrhundert. In: Kleine Geschichte des deutschen Romans. Hrsg. von Benedikt Jeßing, Karin Kress, Jost Schneider. Darmstadt 2012, S. 11–62, insb. S. 26.

saromane – bewegen sich, wie Jan-Dirk Müller argumentiert hat, auf die „Zielform“ Roman hin.¹¹⁴ Aber von den sich in der Zeit verfestigenden Merkmalen dieser Zielform teilt Fischarts Buch eigentlich nur die ungebundene Rede, und selbst die neigt vielfach zum Prosimetrum.

Dass es bei Fischart vorrangig um die erzählerische Entfaltung einer vergangenen Handlung gehen würde, was das Hauptmerkmal eines frühneuzeitlichen Prosaromans wäre, lässt sich hingegen beim besten Willen nicht behaupten. Das zeigt sich, sobald man über das vielversprechende Titelblatt des Buches hinaus liest. Dort wird die [a]ffentheurliche Parodie einer Heldenchronik in Aussicht gestellt, die *Leben/ rhaten vnd Thaten der [...] Helden vnd Herrn Grandgusier/ Gargantoa/ vnd Pantagruel* erzählt.¹¹⁵ Das Buch löst dieses Versprechen aber nur bedingt ein. Blickt man nur auf den Plot, scheint die Erzählung zwar im Großen und Ganzen dem Muster einer Heldenzerzählung (mit ausgesprochen trink- und essfreudigen Riesen als Protagonisten) zu folgen.¹¹⁶ Es wird die Entwicklung eines Helden von Kindesbeinen an erzählt. Nach Ausführungen über die Herkunft des Herrschergeschlechts und die Heirat der Eltern folgen Gargantuas Geburt, seine Kinder- und Jugendjahre und schließlich ausführlich die Zeit seiner Ausbildung, die mit sophistischer Pädagogik am Hof des Vaters beginnt und in Paris bei ‚neuen‘ humanistischen Lehrern fortgesetzt wird. Die Studienjahre finden im letzten Drittel des Romans ein jähes Ende, als ein Streit zwischen Hirten und vorbeifahrenden Fladenbäckern eskaliert und es zum Krieg kommt, in dem sich Gargantua in der Verteidigung seines Reiches gegen den großenwahnnsinnigen König Bittergroll bewähren muss. Gargantua und seine Freunde sind schließlich siegreich und werden damit belohnt, dass sie nach ihren eigenen Vorstellungen eine Abtei errichten und einen Orden gründen dürfen, deren genaue Beschreibung die letzten Kapitel des Romans füllt.

Dieses heroische Handlungsgerüst wird aber vielfach gebrochen und, vor allem: unterbrochen. Das liegt zum einen daran, dass gegenüber den *Thaten* der Helden das *Rhaten* sowohl auf Ebene des Erzähldiskurses als auch auf Ebene der erzählten Ge-

¹¹⁴ Vgl. dazu grundlegend Jan-Dirk Müller: Volksbuch/Prosaroman im 15./16. Jahrhundert – Perspektiven der Forschung. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. 1. Sonderheft: Forschungsreferate (1985), S. 1–128.

¹¹⁵ Diese *Geschichtschrift* wird zwar in den beiden Folgeauflagen 1582 und 1590 dem Titel nach zur *Geschichtklitterung*, wobei aber dafür der Gattungsbezug zur Heldenchronik im Prolog explizit gemacht wird, der in der Ausgabe von 1590 als Einführung in die *Chronick vom Grandgoschier, Gurgellantual vnd Pantadurstlingern* (Fischart, Geschichtklitterung, S. 23) betitelt wird.

¹¹⁶ Vgl. hierzu insbesondere auch Hans-Jürgen Bachorski: Irrsinn und Kolportage. Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtklitterung. Trier 2006 (Literatur, Imagination, Realität. 39), S. 366–369. Mit Blick auf die Erzählmuster von Fischarts Vorlage vgl. auch Tobias Bulang, Enzyklopädische Dichtungen, S. 338–340.

schichte überhandnimmt.¹¹⁷ Zum einen räsoniert die Erzählinstanz fortlaufend über alle möglichen Fragen und Gemeinplätze, die sich aus dem mehr oder weniger losen Zusammenhang mit dem Erzählen ergeben. Anstatt beispielsweise von der Genealogie der Riesen zu erzählen, werden im ersten Kapitel erst einmal die Bedingungen genealogischen Erzählens problematisiert. Das Erzählen rückt in diesen Digressionen oftmals weit in den Hintergrund: Anstatt die Geschichte zu erzählen, wird erörtert, ein fiktives Publikum adressiert, die eigene Rede reflektiert oder das, was erzählt wird, bezeugt. Dabei kann jederzeit irgendein Stichwort oder Gemeinplatz zu weiteren Exkursen in das Archiv der Zeit führen. Mit Gérard Genette könnte man daher sagen, dass die „extra-narrativen Funktionen“ gegenüber der narrativen Funktion (Geschichte zu erzählen) überhandnehmen.¹¹⁸ Wie die *narratio* nur eine Aufgabe von mehreren ist, die der Orator zu leisten hat, so scheint die narrative Funktion nur eine unter vielfältigen rhetorischen Funktionen zu sein, die sich in der *Geschichtklitterung* der Ich-Instanz des Textes zuordnen lassen. Es bietet sich daher an, diese Ich-Instanz nicht als Erzählinstanz zu beschreiben (obwohl sie das natürlich *auch* ist), sondern sie primär als eine rhetorische Instanz mit unterschiedlichen Redemasken (*personae*) in den Blick zu nehmen.¹¹⁹

Zum anderen unterbricht nicht nur diese rhetorische Instanz die Heldenerzählung fortlaufend, sondern auch die Figuren selbst neigen dazu, in Reden, Briefen und Gesprächen zu reflektieren und zu räsonieren. Für diese Verschiebung von Handlung in Figurenrede und von Erzählung in Erörterung finden sich auf fast jeder Seite Beispiele. Besonders anschaulich wird sie daran, wie Grandgousier in der *Geseßwisch*-Episode des 16. Kapitels die vorzügliche Begabung seines Sohnes erkennt. Die Vorzüglichkeit großer Helden manifestiert sich in der Regel an Taten, wie Grandgousier selbst zu berichten weiß: Philippus erkannte die Begabung seines Sohnes Alexander (dem Großen) daran, dass er ein Pferd zähmte, das sich vor Schatten scheute.¹²⁰ Obwohl in der Kapitelüberschrift angekündigt, wird Gargantua's *ingenium* von Grandgousier aber gerade nicht anhand von dessen Entdeckung einer neuen und höchst be-

¹¹⁷ In Bezug auf die Hauptfiguren spricht Bachorski, Irrsinn und Kolportage, S. 368–369 davon, dass deren „Weltaneignung vor allem auf verbalem Wege“ erfolge, anstatt dass die Vorzüglichkeit der Helden sich, wie im epischen Muster, „in der Tat“ entfaltet.

¹¹⁸ Diese Umgewichtung vollzieht sich im Umfang; in Genettes Modell hängen auch die extra-narrativen Funktionen logisch vom Erzählakt und der narrativen Funktion ab, vgl. Gérard Genette: Die Erzählung. Übers. von Andreas Knop. 3. durchges. und korrig. Auflage. Paderborn 2010, S. 166.

¹¹⁹ Diese Inszenierung zeigt sich vor allem in der fiktiven Redesituation, die in Widmungsvorrede und Prolog entwickelt wird (vgl. hierzu Kap. 3.2.); zum historischen Zusammenhang von fiktionaler Erzählinstanz und rhetorischer *persona* vgl. Anita Traninger: Erzähler und ‚persona‘. Rhetorik und Narratologie zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Wege moderner Rhetorikforschung. Klassische Fundamente und interdisziplinäre Entwicklung. Hrsg. von Gert Ueding, Gregor Kalivoda. Berlin/Boston 2014 (Rhetorik-Forschungen. 21), S. 185–210.

¹²⁰ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 268.

haglichen Methode erkannt, sich den Hintern abzuwischen,¹²¹ sondern anhand der kunstvollen Rede, mit der Gargantua nicht nur in Prosa, sondern auch in Versen über seine Forschungen im Bereich der Analerotik zu räsonieren weiß.¹²² Gargantuas *ingenium* zeigt sich in dessen ersten Dichtungen. Die Thematisierung von basalen körperlichen Bedürfnissen (unter)bricht dabei das Muster heroischen Erzählens, das den Toilettengang der Helden üblicherweise ausspart. Die Beschreibung der Figuren und ihrer Reflexionen weist trotz ihrer hochadeligen Standeszugehörigkeiten ferner oftmals einen auffällig bürgerlichen Bezugsrahmen auf – ein Zug, der sich nun wiederum auch in den deutschen Prosaromanen der Zeit finden lässt. Beispielsweise werden die Gründung und die Genealogie des Herrschergeschlechts zu Beginn nur indirekt und fragmentarisch erzählt, während mit einem umso größeren Aufwand die Haushaltung der Riesen ausgebreitet wird. Die Frage, woher die Riesen kommen, verschiebt sich dabei zur Frage, woher ihre körperliche Größe kommt. Weil *schwelgen, stemmen, temmen*¹²³ zu einem kräftigen Körperbau führen, wird die Frage nach dem Ursprung der Riesen durch eine erschöpfende Schilderung ihrer Haushaltung beantwortet (vgl. Kap. 4.4.). Auf rund vierzig Seiten wird aufgelistet, wann und wie die Riesen essen und trinken, und was sie alles in ihren Küchen, Vorratsschränken und Kellern lagern. Noch eindrücklicher zeigt sich diese doppelte Verschiebung – vom Heroischen ins Bürgerliche und von Handlung in Reflexion – im fünften Kapitel. Dort wird erzählt, wie die Hochzeit zwischen den Eltern der Hauptfigur zustande kommt. Die in einer heroischen Erzählung eigentlich zu erwartende Brautwerbung wird kurzum durch die *wichtigen bedencken* ersetzt, die Grandgousier zur Heirat bewogen (vgl. Kap. 5.4.). In diesen Bedenken spielen staatspolitische Fragen wie etwa Erhalt und Erneuerung des herrschenden Geschlechts keine Rolle, sondern die Ehe wird auf rund dreißig Seiten vorrangig in den Dienst der persönlichen Triebregulierung und Arbeitsteilung gestellt – womit die *Geschichtklitterung* nicht zuletzt auch die Ausbildung eines bürgerlich-protestantischen Ehekonzepzes dokumentiert.¹²⁴

Angesichts dieser reduzierten Narrativität lässt sich das Buch nicht recht in die Prosaromane der Zeit einordnen. Aber auch vor dem Hintergrund der Übersetzungstraditionen des 16. Jahrhunderts steht das Buch ohne Vergleich da. Denn obwohl die *Geschichtklitterung* auf der Titelseite sogar mit roten Lettern darauf aufmerksam macht, dass der Text *[e]twan von M. Frantz Rabelais Frantzösisch entworffen* ist,

¹²¹ Vgl. Fischart, Geschichtklitterung, S. 266: Man muss sich aus einem flaumigen Gänselein eine Art Ball formen (wofür man das Tierchen in eine autoerotische Position faltet) und sich damit den Hintern abwischen: *ein[em] Riedisch Gänßlin wol bepflaumet, doch daß man jm den Kopff zwischen die Bein steck, es dreimal vmbtreh vnd entschleff.*

¹²² Vgl. Fischart, Geschichtklitterung, S. 268: *Als der gut Man Grandgoschier solches vnverhoffte vner-sinliche reden, biß in das vnderst vnnd jnnernst gewelb seins verstands reichend, von seim Sohn vername, war er vor wunder verzucket [...].*

¹²³ Fischart, Geschichtklitterung, S. 71.

¹²⁴ Vgl. Pia Holenstein: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts „Geschichtklitterung“. Kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern [u. a.] 1991 (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700. 10).

sprengt das, was Fischart mit Rabelais' *Gargantua* macht, jedes Übersetzungskonzept. Fischart hat die Vorlage zwar zum einen recht vollständig und wortgetreu übertragen; nur an wenigen Stellen wird etwas aus Rabelais' Text weggelassen. Was dafür extensiv erfolgt, ist das, was ich oben Klittern genannt haben: die Vorlage wird mit Content unterschiedlichster Provenienz angereichert. Auf Ebene des Übersetzungsgeschehens zeigt sich das Klittern, wie jüngst Jodok Trösch überzeugend herausgearbeitet hat, darin, dass recht programmaticisch „wild übersetzt“ wird: immer wieder wird das Wortmaterial der Vorlage zum Ausgangspunkt, um mittels Klangähnlichkeit und anderer wilder Verfahren Ketten von deutschen Wörtern zu generieren, die den Sinn der Vorlage erweitern oder gar verkehren.¹²⁵ Diese Anreicherungen führen dazu, dass programmatiche Schwerpunkte der Vorlage anders gewichtet und auch durch allerlei Nebensinn gestört werden. Florence Weinberg, die das Verhältnis Fischart–Rabelais untersucht, bescheinigt Fischart daher, den schwerwiegendsten Übersetzungsfehler überhaupt zu begehen: „remaining (on the whole) true to the letter, while betraying the spirit“.¹²⁶ Andere Positionen sehen in Fischarts Um- und Weiterschrift eine späthumanistische Aktualisierung der Vorlage. Beate Kellner bezeichnet Fischarts Revisionen gar als eine „Verabschiedung des Humanismus“.¹²⁷ Das zeige sich mitunter darin, dass das entlang des Bildungswegs des Helden entfaltete pädagogische Programm – ein humanistisches Herzstück der Vorlage – von der lateinischen Kunst (*ars*) auf den deutschen Hintern gestellt würde, wie Nicola Kaminski zuspitzt.¹²⁸

Fischarts Erweiterungen fügen, blickt man einmal auf ihre Auswirkungen auf die erzählte Geschichte, keine neuen Episoden in die Handlung ein, sondern setzen vor allem bei den Reden und Reflexionen der Figuren und der Redemaske an. Deshalb lässt sich Fischarts Buch weder recht zwischen den beiden Polen von Übersetzen oder Wiedererzählen einordnen,¹²⁹ noch zwischen den vielgestaltigen Konzepten von Übersetzen, die im 16. Jahrhundert zwischen den beiden Grundansichten einer wortgetreuen (*verbum ex verbo*) oder sinngetreuen (*sensus ex sensu*) Übersetzung verhandelt werden. Die Beziehung zur Vorlage ist, wie Kaminski vorgeschlagen hat, eher in den Koordinaten nationalliterarischer *aemulatio* zu vermessen:

¹²⁵ Vgl. umfassend Jodok Trösch: Wildes Übersetzen. Zu Theorie und Geschichte eines literarischen Verfahrens bei Johann Fischart und Arno Schmidt. Berlin/Boston 2023 (Theorie der Prosa).

¹²⁶ Florence M. Weinberg: *Gargantua in a Convex Mirror. Fischart's View of Rabelais*. New York [u. a.] 1986 (Studies in the Humanities. 2), S. 192.

¹²⁷ Vgl. Kellner, Verabschiedung des Humanismus, S. 155–181.

¹²⁸ Vgl. Nicola Kaminski: Ingenium und Ars(wisch), oder: Wie Gargantua im Vorschulalter das erasmische Bildungskonzept performativ vom Kopf auf den A*** stellt. In: Johann Fischart, genannt Mentzer. Frühnezeitliche Autorschaft im intermedialen Kontext. Hrsg. von Tobias Bulang. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung. 37), S. 211–224.

¹²⁹ Vgl. Franz Josef Worstbrock: Wiedererzählen und Übersetzen. In: Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze. Hrsg. von Walter Haug. Tübingen 1999 (Fortuna vitrea. 16), S. 128–142.

[D]er französische Originalautor, Exponent einer ersten Blüte nationalsprachlicher Renaissance-dichtung, wird dem deutschen *imitator*, dem ein entsprechender nationalsprachlicher Renaissanceimpetus als Matrix literarischer Produktion fehlt, zum normativen Vorbild, vielleicht auch zur Herausforderung, in aemulativen Wettstreit mit dem Original zu treten.¹³⁰

Der aemulative Zug lässt sich an einem Beispiel aus den Erziehungskapiteln veranschaulichen. Der bisher sophistisch (also: mittelalterlich-scholastisch) ausgebildete Gargantua wird nach Paris gesandt, um seine Studien beim neuen Lehrer Ponokrates fortzusetzen. Bevor es zu der eingangs geschilderten reformpädagogischen Umerziehung (vgl. Kap. 1.1.) kommt, weist Ponokrates seinen Schützling aber erst einmal an, ganz nach seiner gewohnten Art und Weise den Tag einzurichten, damit sich feststellen lässt, wo mit der korrigierenden Pädagogik angesetzt werden muss. Nachdem er Gargantuas Morgenroutine beobachtet hat, fragt er deshalb, wieso Gargantua direkt nach dem Aufstehen und der Morgentoilette ausgiebig frühstücke, anstatt den Körper zuerst bei Leibesübungen zu ertüchtigen. Bei Rabelais rechtfertigt der junge Riese seine Diätetik daraufhin mit 147 Wörtern. Bei Fischart spricht der Sprössling rund dreieinhalb Seiten (und 970 Wörter) lang, wobei der Anfang der Rede aus einer Übersetzung von Rabelais' Text besteht.¹³¹ Gargantua hört bei Fischart dann aber einfach nicht auf zu reden. Durch das Einfügen weiterer Exempel, Sentenzen, Kalauer,¹³² diätetischer Praktiken, Arzneien und medizinischer Autoritäten wächst Gargantuas Rechtfertigung zu einer Deklamation wider die Disziplinierung von Körperöffnungen an. Gargantua führt hierzu die Selbstregulation des Körpers ins Feld: *was wolten diese Leibmartler wissen, was da fehlet meim Magen, vnnd vndersten Kränchskragen?*¹³³ Gargantuas Rede ist, sozusagen ganz ihrem verfochtenen Programm getreu, auch formal mit Blick auf das rhetorische *aptum* höchst undiszipliniert, was sich im skatologischen

¹³⁰ Nicola Kaminski: Gigantographie. Fischarts „Geschichtklitterung“ zwischen Rabelais-imitatio und aemulatio mit des Gargantua „vn nachtzuthuniger stärk“. In: Die Präsenz der Antike im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Hrsg. von Ludger Grenzmann, Klaus Grubmüller. Göttingen 2004 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. 263), S. 273–304, hier: S. 275.

¹³¹ Vgl. den Anfang bei François Rabelais: *Œuvres complètes*. Hrsg. und komm. von Mireille Houchon. Paris 1994, S. 56–57: *Quoy? N'ay je fait suffisant exercice? Je me suis vaultré six ou sept tours parmy le lict, devant que me lever. Ne est ce assez? Le pape Alexandre ainsi faisoit par le conseil de son medicin Juif: et vesquit jusques à la mort, en despit des envieux:* und den Anfang bei Fischart, Geschichtklitterung, S. 309f.: *Was? hab ich mich nicht genug geübt: Ich hab mich wol siben tag im Bett herumb gekälbert eh ich auffstund: Ist das nicht genug? Bapst Alexander that jm doch also auf rhat seines jüdischen Artzet, vnnd lebt seinen Neidigen zu leid, biß er starb.* Frz. *vaultré* (zu *vaultrer*, ‚sich wälzen‘), das in der korrumptierten Werkausgabe von 1573 als *veautré* wiedergegeben wurde, wird von Fischart als *gekälbert* übersetzt (durch Anklang zu frz. *veau*, ‚Kalb‘) sowie die *six ou sept tours* zu *sieben Tagen* gesteigert, vgl. Ulrich Seelbach: Online-Kommentar (Johann Fischart kommentieren), <https://wiki.unibielefeld.de/kommentieren/index.php/Gkl:kommentar:kap24> [Zugriff: 01.09.24].

¹³² Bspw. Fischart, Geschichtklitterung, S. 310: *Diaetae, die einen tödten*. Ebd., S. 311 wird der Gott der Heilkunst Äskulap zu *Eß kul Lapp jß – ,Iss Arsche, du Narr‘*.

¹³³ Fischart, Geschichtklitterung, S. 311.

Register, den thematisch nicht motivierten Schlenkern ins Obszöne (*Schmeckt es dir, so leck inn mir*)¹³⁴ und vor allem am Anfüllen und schließlich Überfüllen der Rede mit Material zeigt:

Ruben helffen stomagum, wissen zuförderen Wintum, fordieren vrinam, schedigen auch zano ruinam etc. Aber *non fortat debile membrum*. Pringet Humores, Bacherach vinum meliores. Je stercker Wein, je schwecher bein. Nach Biren geb Potum, nach Potum eile cacotum. So satur es, totum mit Procken evome potum: Vnd widerkomm certa Gleser zulehren referta: Bist satt, so Spei dich matt, komm Traber, füll dich aber.¹³⁵

Das Ausgangsmaterial, das der Stelle zugrunde liegt, ist ein diätetisches Lehrgedicht (*Regimen sanitatis Salernitanum*), das Gargantua in der vorangehenden Rede ausdrücklich von sich weist: *Man darff mich nicht in die Salernisch Schul führen*. Daraus werden einzelne Verse und Versteile durch eine wilde und makkaronisierende Übersetzung zu einem neuen Text zusammengestellt.¹³⁶ Aus den diätetischen Regeln des Ausgangstextes wird dabei eine regelrechte Anti-Diätetik entwickelt. Im Lehrgedicht heißt es beispielsweise: *Zinziber est calidum, confortat debile membrum.* (*Der Jmber ist warm/ vnd stärcket fein/ Das schwach gelid/ drumb nimb jn ein.*¹³⁷) Fischart übernimmt daraus den Versteil *confortat debile membrum*, verkehrt aber den Sinn (*non fortat* anstatt *confortat*, „stärkt“). Oberflächliches Abschreiben, de-kontextualisierendes Zitieren oder eigenmächtiges, dem ursprünglichen Sinn zuwiderlaufendes Re-Arrangement von Sprachmaterial aus anderen Texten ist genau das, was in der Kritik der Zeit *Klittern* genannt wird. Geklittert wird hier aber nicht, um die Vorlage mit krauser Gelehrsamkeit zu überschütten, sondern um sie interpretierend zu überbieten. Die Wirkabsicht, die bei Rabelais hinter der (im Umfang deutlich kürzeren) Stelle steht, zielt darauf, die sophistische Halbbildung in Gargantuas Rede sich selbst entlarven zu lassen. Diese Art der Satire ist in der Zeit populär, man denke etwa an die *Dunkelmännerbriefe*. Fischarts Erweiterung zielt darauf, diese Wirkabsicht besser umzusetzen. Bei ihm wird mit der von makkaronischem Halblatein (*stomagum, Wintum, vrinam, zano ruinam usw.*) durchdrungenen Rede performativ eine halbverdaute Bildung vorgeführt, von der sich Gargantua selbst zu reinigen beginnt, indem er zum Takt der Reime Sprach- und Bildungsbrocken auszustoßen beginnt. Das entspricht zum einen ganz der von Gargantua proklamierten Selbstregulation des Körpers, die hier zu einer Sauf-und-Brech-Logik zugespitzt wird: *So satur es, totum mit Procken, evome potum*

134 Ebd., S. 313.

135 Ebd., S. 312. Vgl. zu dieser Stelle auch Zymner, Manierismus, S. 131 sowie Otto Wacker: Studien über die groteske Satire bei Johann Fischart. Pforzheim 1927, S. 110.

136 Vgl. Hauffen, Neue Fischart-Studien, S. 28; zahlreiche Stellennachweise sowie Hinweise auf die unterschiedlichen Ausgaben der Zeit liefert Seelbach, Online-Kommentar.

137 Zitiert nach den mit deutscher Übersetzung abgedruckten Auszügen (*praecepta selecta conservanda humani corporis sanitate*) bei Andreas Gartner: Proverbialia Dictaria, versibus rhythmaticis, adiuuandam memoriam [...]. [Frankfurt: Egenolff], 1566, fol. D3^r–E6^v, hier fol. E2^r; vgl. dazu Seelbach, Online-Kommentar.

(„Wenn du mit Brocken ganz gesättigt bist, erbrich das Getrunkene“). Zum anderen wird damit aber auch eine *figura etymologica* vollzogen, die Satire auf lat. *satur* zurückführt und sie in Form eines sich übersättigenden und purgierenden Textes generiert.¹³⁸

Eine solche generische Reflexion auf die Verfahren der Satire wird explizit, wenn Gargantua nach dem Auskotzen der letzten Sprachbrocken schließt: *Darumb eck nur keiner meinen Magen auß*. Das ‚Aus-Ecken‘ des Magens spielt auf die Spottschrift *Eccius dedolatus* („der entdeckte Eck“) von Willibald Pirckheimer an, in der der Luther-gegner Johannes Mayer, genannt „Eck“, verspottet wird. Im Text wird Eck in einer ziemlich brutalen Operation nebst diversen Torheiten und Lastern auch die Männlichkeit amputiert.¹³⁹ Diesem explizit-moralisierenden Narrenschneiden stellt der sich füllende und entleerende Text ein alternatives, indirektes Modell gegenüber, das die Dinge sich (vermeintlich) selbst entlarven lässt. Gargantuas Magen muss, so besehen, nicht ‚enteckt‘ werden, weil er sich bei Fischart ja von selbst entleert. Die ostentative Füllung und Entleerung machen künstliche Eingriffe in Form moralisierend-vereindefizitärer Allegorese unnötig, weil das Ziel, die sophistische Bildung wirkmächtig zu entlarven, indirekt erreicht wird. Damit versteht sich Fischarts Erweiterung nicht nur als poetische Überbietung der *einen* Vorlage, d. h., sie interpretiert nicht nur Rabelais‘ Text und versucht ihn mit Blick auf die vermutete Wirkabsicht zu überbieten, sondern sie macht durch das Aufrufen und Abweisen alternativer Modelle – an dieser Stelle das des Narrenschneidens – einen umfassenderen Anspruch geltend: ‚Hier wird vorgeführt, wie wirkungsvolle Satire geht!‘

Mit der Satire ist der dritte zentrale Rahmen für Fischarts Buch benannt. Gerade im Zuge der konfessionellen Auseinandersetzungen haben die Stilmittel der Satire in der Publizistik des 16. Jahrhunderts Hochkonjunktur: sie dienen ebenso der aggressiven Polemik wie der unterhaltenden Erziehung (im Sinne von Horaz’ *ridentem dicere verum*).¹⁴⁰ Aber auch in diesem ebenso produktiven wie vielgestaltigen Bereich des ‚satirischen Jahrhunderts‘ steht Fischarts Buch, blickt man auf die Satiren und Polemi-

¹³⁸ Zur Tradition dieser Figur vgl. Sina Dell’Anno: Zerstückelung und Einverleibung. Fragmente einer Poetik des saturierten Texts. In: Unverfügbares Verinnerlichen. Figuren der Einverleibung zwischen Eucharistie und Anthropophagie. Hrsg. von Yvonne Al-Taie, Marta Famula. Amsterdam 2020 (Amsterdam Beiträge zur neueren Germanistik. 92), S. 89–112; sowie dies.: ‚satura‘. Monströses Schreiben in Antike und Aufklärung. Lucilius, Varro, Horaz, Petron, Martianus Capella, Hamann, Jean Paul. Berlin/Boston 2023 (Theorie der Prosa).

¹³⁹ Eckius werden u. a. die Haare geschert (die bestehen aus lauter Sophismen, Syllogismen, Propositionen, Corollarien) und allerlei Laster-Geschwülste aus dem Bauch geschnitten (bspw. Intrigantum, Selbstsucht, Verschwendungsucht, Heuchelei, Schmeichelei), vgl. Willibald Pirckheimer: *Eckius dedolatus. Der entdeckte Eck.* Hrsg. und übers. von Niklas Holzberger. Stuttgart 1983 [zuerst 1520], insb. S. 76–87.

¹⁴⁰ Vgl. Serm. I, I, 24–25, in: Horaz: Satiren / Sermones. Briefe / Epistulae. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. von Gerhard Fink. Übers. von Gerd Herrmann. Düsseldorf/Zürich 2000 (Sammlung Tusculum), S. 10. Vgl. dazu auch die Einführung von Gerhard Fink ebd., S. 395f.

ken in deutscher Sprache, ziemlich allein im Feld. Zum einen neigen die deutschen Satiren der Zeit, mit einigen Ausnahmen (etwa bei Thomas Murner oder Geiler von Kaysersberg), eher zu direkten Mitteln, d. h. benennen die Didaxe eindeutig.¹⁴¹ Sie verfahren zwar auch stellenweise ironisch und wählen als Mittel die satirische Nachahmung (die rhetorische Figur der ironischen *dis/simulatio*),¹⁴² halten diese aber so gut wie nie konsequent durch, sondern brechen sie durch Kommentare und/oder machen die satirische Didaxe durch eine moralisierende Figur, Pro- bzw. Epimythien oder Paratexte eindeutig. Nicht so Fischart, bei dem man in Ermangelung solcher Begrenzungen nie weiß, ob und wo die Ironie endet. Das fördert allenthalben Nebensinn, der jede satirische Didaxe unterläuft. In obigem Beispiel vertritt Gargantua, der eigentlich als Geschöpf sophistischer Bildung zu entlarven wäre, gerade das Modell der Selbstregulation, das der Text auch an dieser Stelle der eigenen Satire zugrunde legt. Damit spricht sich Gargantua, wenn auch auf törichte Weise, durchaus für ‚das Richtige‘ aus, insofern der Text die Selbstregulation im Vollzug ja selbst affirmsiert.¹⁴³

Deshalb kann Fischarts Buch im Unterschied zu den deutschsprachigen Satiren der Zeit – von Sebastian Brants *Narrenschiff* bis zu Caspar Scheidts *Grobianus*-Übersetzung – insgesamt nicht als Moralsatire betrachtet werden. Die ältere Forschung hingegen sah im Fischart der *Geschichtklitterung* einen Volkserzieher, der die gesellschaftlichen Missstände seiner Zeit zu bessern suchte. Adolf Hauffen, der auf für die Germanistik des frühen 20. Jahrhunderts ziemlich einschlägige Weise eine ‚schriftstellerische Persönlichkeit‘ erschließt, fasst das Profil dieses Präzeptors wie folgt zusammen:

Durch seine Menschen- und Weltkenntnis, seine tiefe Empfindung und Religiösität [sic], die auch seinen satirischen Dichtungen zugute kommt, durch den weiten Blick und durch ein bestimmtes Ziel sind sie [F.s Satiren, Anm. K.K.] auch den unfruchtbaren, nur verneinenden Satiren von Aristophanes und Rabelais weit überlegen.¹⁴⁴

¹⁴¹ Vgl. Barbara Könneker: Satire im 16. Jahrhundert. Epoche – Werke – Wirkung. München 1991 (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte).

¹⁴² Zum Begriff der satirischen Mimesis vgl. Jörg Schönert: Roman und Satire im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Poetik. Stuttgart 1969 (Germanistische Abhandlungen. 27), S. 16f: „Der Autor übernimmt gänzlich die Rolle der angegriffenen Person oder ahmt sie in fiktiven Personen nach. Sein Ziel ist, ihren Unwert und damit ihre Lächerlichkeit durch Übersteigerung oder Verfremdung aufzudecken (verbal z. B. in der Redeweise der absurdnen Konsequenz)“.

¹⁴³ Dass die Satire als Medium der Selbstregulation gedacht wurde, findet sich etwa bei Willibald Pirckheimer, der darüber in seiner Theophrast-Übersetzung nachdenkt, vgl. Katie Ebner-Landy: Moral Instruction by Bad Example. The First Latin Translations of Theophrastus' ‚Characters‘. In: Renaissance Studies 36,5 (2022), S. 668–685, insb. S. 8.

¹⁴⁴ Adolf Hauffen: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2 von 2. Berlin/Leipzig 1922, S. 377.

Diese ‚heteronorme Bändigung‘ des Textes, die „aus dem Feuergeist Fischart einen biederem Pädagogen“ macht, wie bereits in der Zeit kritisiert wurde,¹⁴⁵ verschleiert die zahlreichen Brüche in der moraldidaktischen Haltung des Textes. Wäre das Satirische primär in einer moralischen Belehrung zu sehen, die mittels Abschreckung und Verspottung am grobianisch invertierten Beispiel auf das Richtige hinweist,¹⁴⁶ dann verdecken bereits die Grundzüge der Hauptfiguren den moralischen Zeigefinger. Grandgousier und Gargantua werden nicht einfach als moralisch schlechte Figuren vorgeführt, sondern ihren grobianischen Zügen wird durchaus auch das Bild idealer Fürsten übergelegt, die besonnen und tugendsam handeln, indem sie beispielsweise am Kriegsende ihre Feinde begnadigen. Ferner wird in der *Geschichtklitterung* alles Mögliche zum Ziel des Spottes, weshalb sich kaum eine positive Position erkennen lässt, auf die satirisch verwiesen wird.¹⁴⁷ Die Lektüreanweisung „allzeit das widerspiel“ des satirisch Gelobten zu tun, die der *Grobianus* auf der Titelseite gibt, lässt sich bei Fischart daher nicht anwenden.¹⁴⁸ Und selbst dort, wo vordergründig direkt belehrt oder verspottet wird, bleibt es nicht ohne Störmomente und Ambiguität,¹⁴⁹ weil didaktische Tendenz und „virtuose Sprachbehandlung eine so enge Verbindung eingehen, daß kaum zu sagen ist, welche der Absichten die dominierende ist“.¹⁵⁰

Dennoch geht auch die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte der Frage nach, auf was die satirische Didaxe des Romans zielt, der in der Widmungsvorrede *ein verwirretes vngestaltetes Muster der heut verwirrten vngestalten Welt* zu bieten verspricht.¹⁵¹ Anders aber als die ältere Forschung wird dabei nicht eine mit der unter-

¹⁴⁵ Vgl. Heinrich Adam Rausch: Das Spielverzeichnis im 25. Kapitel von Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ (Gargantua). Straßburg 1908, S. XII.

¹⁴⁶ Das grobianische Programm und die einfache Verkehrung wird in der Zueignung in Caspar Scheidt: *Grobianus / Von groben sitten / vnd vnöhöflichen geberden [...]*. Worms: G. Hoffman, [1552], fol. *1v wie folgt auf den Punkt gebracht: *So will ichs hinderst fürher keren, / Und glat ein andre from beschreiben, / Wie man soll grobe sitten treiben: / Knöllisch, unflätig sein, und grob, / Dafß ich ein mal die laster lob: / Will zucht und scham und tugent schelten, / Und sehen welches mehr will gelten.*

¹⁴⁷ Könneker, Satire im 16. Jahrhundert, S. 231–234 spricht daher von einer „Satire ohne Angriffsobjekt“.

¹⁴⁸ Vgl. Scheidt, *Grobianus*, Titelseite.

¹⁴⁹ Eindrücklich hat das Pia Holenstein für das von der älteren Forschung als ernste Ehelehre missverstandene fünfte Kapitel des Romans aufgezeigt, das Grandgousiers Bedenken bezüglich Hochzeit zum Thema hat, vgl. Holenstein, Der Ehiskurs der Renaissance, 1991; vgl. dazu auch Walter Haug: Zwischen Ehezucht und Minnekloster. Die Formen des Erotischen in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany 1500–1700. Hrsg. von Christiane Bohnert, Lynne Tatlock. Amsterdam/Atlanta 1994 (Chloe. 19), S. 157–177, sowie in demselben Band den Aufsatz von Jan-Dirk Müller: Von der Subversion frühneuzeitlicher Ehelehre, S. 121–156.

¹⁵⁰ Dieter Seitz: Johann Fischarts Geschichtklitterung. Zur Prosastruktur und zum grobianischen Motivkomplex. Frankfurt a. M. 1974, S. 199 wirft hier sogar die Frage auf, ob „die Satire nicht fiktiv“ sei.

¹⁵¹ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 4: *So nun beides die alte vnd auch heutige welt, solche beyspilige spigelweiß vnd spigelweißliches beispiel, vnd Comedische art der leut scham vnnd zucht, (wo anders noch einige im hindersten spulwinckel bey jnen verborgen) zuerwecken vnd auffzumuntern, gebilli-*

breiteten Geschichte verbundene Morallehre fokussiert, sondern das Satirische stärker auf Ebene des Erzähldiskurses situiert. Dabei ist als Angriffsobjekt der Satire besonders die humanistisch trainierte *res publica litteraria* und ihre rege publizistische Tätigkeit in den Blick gekommen. Fischarts Roman lässt sich etwa mit Michael Schilling als kulturpolitische Intervention betrachten, mit der auf die kaum mehr zu überblickende Produktivität des zeitgenössischen Buchmarktes reagiert wird.¹⁵² Die Vervielfältigung von Schriften und die Multiplikation und Pluralisierung von Wissen weckte bereits bei den Zeitgenossen ebenso den Eindruck einer regelrechten Überflutung mit Schriften wie ein erhöhtes Bedürfnis nach Ordnung und Eindämmung.¹⁵³ Die exponentielle Vermehrung von Druckschriften führte nicht nur zum Eindruck eines kaum zu bewältigenden *information overload*, sondern auch zum Zuwachs von billig hergestellten Schriften fragwürdiger Qualität. Dass die *Geschichtklitterung* in diesem Sinne vornehmlich auf jene fragwürdigen Techniken reagiert, mit denen diese entfesselte Produktivität und die Multiplikation von Information beschleunigt wurden, zeigt schon der Titel an. *Klitterei*, *klittern* oder *klütttern* findet sich gerade in Klagen über geldgierige Drucker und Verleger für deren billige, unsorgfältige Techniken. Insbesondere die Kompilation wird damit verdammt. Mittels Kompilation konnte nicht nur aus dem bereits Gedruckten Neues gewonnen werden,¹⁵⁴ sondern, so die zeitgenössische Kritik, die Zerlegung, De-Kontextualisierung und Mobilisierung von Wissensbeständen konnte auch dazu führen, dass bloß unnötig weiter vervielfacht wurde, was bereits verfügbar war, wobei die Qualität durch Abschreibfehler und weitere Dekontextualisierung sich mit jeder Verarbeitungsstufe noch verschlechtern konnte. Die *Geschichtklitterung* lässt sich vor diesem Horizont als Versuch zum literarischen ‚Überflussmanagement‘ sehen.

Weil das Satirische vor allem im Umgang mit dem Wissen der Zeit gesehen wird, ist das Interesse der neueren Forschungsbeiträge zu Fischart methodisch einer diskursanalytisch geschulten Wissensgeschichte verpflichtet. Dabei wird davon ausgegangen, dass es sich bei Fischarts Buch um eine satirische Enzyklopädie handelt. Am konsequentesten hat dieses Projekt Tobias Bulang vorangetrieben, der die Spuren unterschiedlicher frühneuzeitlicher Wissensdiskurse und -bereiche (u. a. Pharmakognosistik, Ichthyologie, Emblematik, Hermetik, Dämonologie, Mythologie) in Fischarts

chet vnd nutzlich befunden: wie solten wir uns dann derselbigen bereit bewärten weiß nun hierin vnd zu andermalen anderswo zugebrauchen, vnd ein verwirretes vngestaltet Muster der heut verwirrten vngestalten Welt, sie von jrer verwirrten vngestalt vnd vngestalter verwirrung abzufüren vnd abzuvexieren, fürzuspiegeln beschamen?

¹⁵² Vgl. Michael Schilling: Skeptizistische Amplifikation des Erzählens. Fischarts Antworten auf die epistemische Expansion der Frühen Neuzeit. In: Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Peter Strohschneider. Berlin/New York 2011 (Frühe Neuzeit. 136), S. 69–90.

¹⁵³ Zum ‚Information Overload‘ vgl. grundlegend Ann Blair: Too Much to Know. Managing Scholarly Information Before the Modern Age. New Haven 2010, insb. S. 55–61.

¹⁵⁴ Zur Multiplikation durch Kompilation vgl. Zweifel, Aus Büchern Bücher machen, 2021.

Roman untersucht hat.¹⁵⁵ Gerade die Befunde der aktuellen Forschung werfen aber Fragen auf, die sich nicht von den historischen Wissensdiskursen oder einer satirischen Zweckbestimmung her beantworten lassen, zeigen sie doch, dass die Spiele mit Wissen vor allem Spiele mit Wörtern sind: ganze Wissensdiskurse werden auf Namen und Dinge, also letztlich auf Wörter verkürzt, mithin durch unterschiedliche Verfahren der Re-Etymologisierung modifiziert und in Listen inventarisiert. Doch lässt sich bei den so entstehenden Textstellen noch von Wissen sprechen? Geht man mit Peter Burke von einem Wissensbegriff aus, der sich durch den kognitiven Verarbeitungsgrad von der Information unterscheidet und Wissen als systematisierte, klassifizierte, kontextualisierte und verifizierte Informationen versteht,¹⁵⁶ erfolgt bei Fischart das Gegenteil. Informationen werden in der *Geschichtklitterung* eben geklittert: sie werden dekontextualisiert, deklassifiziert, aus systematischen Zusammenhängen herausgelöst. Aus Informationen oder Kenntnissen wird dergestalt Sprachmaterial, und für jene, die den Weg, der von einem bestimmten Wissensbereich, aus dem etwas heraus-

155 Vgl. Tobias Bulang: Zur intertextuellen Dialektik von Anti-Klassizismus und Klassizismus in Johann Fischarts Geschichtklitterung. In: Klassiker der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Regina Toepfer, Nadine Lordick. Hildesheim 2022 (Spolia Berolinensis. 43), S. 349–379; ders.: Sprachhybridisierung und Mythenkretismus in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Versuch über die Pantagruelische Vorsagung. In: Langues hybrides. Expérimentations linguistiques et littéraires (XVe–début XVIIe siècle). Hrsg. von Anne-Pascale Pouey-Mounou, Paul J. Smith. Genf 2019 (Travaux d’Humanisme et Renaissance. 598), S. 367–384; ders.: Die Pantagruelische Vorsagung in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Dimensionen eines kulturellen Übersetzungsprojektes. In: Romania und Germania. Kulturelle und literarische Austauschprozesse in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Bernd Bastert, Sieglinde Hartmann. Wiesbaden 2019 (Jahrbuch der Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft. 22), S. 296–310; ders.: Pantagruelismus und Hexenangst. Johann Fischart als Übersetzer von François Rabelais und Jean Bodin. In: Daphnis 47,3–4 (2019), S. 495–527; ders.: Hermeneutic Animals. Johann Fischart’s Use of Emblems in his German Translation of Rabelais. In: Emblems and the Natural World. Hrsg. von Paul Smith, Jan Enekel. Leiden 2017 (Intersections. 50), S. 610–628; ders.: Satirische, dämonologische und wissensvermittelnde Schreibweisen über die Alchemie im Werk Johann Fischarts. In: *Magia daemoniaca, magia naturalis, zoubre*. Schreibweisen von Magie und Alchemie in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Peter-André Alt [u. a.]. Wiesbaden 2015 (Episteme in Bewegung. Beiträge zu einer transdisziplinären Wissensgeschichte. 2), S. 189–202; ders.: Manierismus? Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren. Hrsg. von Anja Becker, Jan Mohr. Berlin 2012 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen. 8), S. 285–302; ders., Enzyklopädische Dichtungen, 2011; ders.: Zur poetischen Funktionalisierung hermetischen Wissens in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Peter Strohschneider. Berlin/New York 2011 (Frühe Neuzeit. 136), S. 41–68; ders.: Spiele in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Literatur und Spiel. Zur Poetologie literarischer Spielszenen. Hrsg. von Bernhard Jahn, Michael Schilling. Stuttgart 2010, S. 45–70; ders.: Epistemische Kontingenzen und ihre literarische Aktivierung. Fallstudie zur Nomenklatur der Pflanzen in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur. Hrsg. von Cornelia Herberichs, Susanne Reichling. Göttingen 2009 (Historische Semantik. 13), S. 364–389; ders.: Ursprache und Sprachverwandtschaft in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 56,2 (2006), S. 127–148.

156 Vgl. Peter Burke: What is the History of Knowledge? Cambridge 2015 (What is History?).

gelöst wurde, zum drastisch verkürzten sprachlichen Element in Fischarts Roman führt, nicht rekonstruieren können, ist der Roman auch kein Wissensspeicher, sondern ein verwildertes Wörterbuch. Das macht es im Grunde auch fraglich, inwieweit der Roman noch als ‚enzyklopädisch‘ zu bezeichnen ist. Geht man von einem historischen Begriff aus und setzt voraus, dass enzyklopädische Literatur auf Wissensvermittlung zielt, wie es im 16. Jahrhundert für die (nicht nur deutschsprachige) Literatur *en gros* zutrifft, dann erfüllt die *Geschichtklitterung* diese Vermittlungsfunktion gerade nicht.¹⁵⁷ Unkenntnis auf Seiten der Lesenden wird nicht behoben, sondern es wird eher vorausgesetzt, dass die Lesenden bereits informiert sind und die Verkürzung von Wissen auf Sprachmaterial mindestens teilweise nachvollziehen können. Ein „idealer Leser“, der, wie Ulrich Seelbach argumentiert, alle Anspielungen verstünde, müsste nicht nur ziemlich umfassend gebildet sein, sondern eine ganze Enzyklopädie an das Buch herantragen.¹⁵⁸

Während im Prosaroman der Frühen Neuzeit Wissensbestände dazu dienen, den unsicheren Status fiktionalen Erzählens in der Vernakularsprache zu legitimieren,¹⁵⁹ scheint dem Umgang mit Wissen in der *Geschichtklitterung* die gegenteilige Funktion zuzukommen. Wissensbestände werden nicht genutzt, um die eigenen Verfahren

157 In diesem Sinne hat sich in der Frühneuzeitforschung ein historisch spezifischer Begriff von Enzyklopädiik etabliert, der das ‚Enzyklopädische‘ in einem Text als Anspruch auf Repräsentation und Vermittlung eines in sich zusammenhängenden, umfassenden Wissens auffasst, das an die Wissensordnung der Vormoderne geknüpft ist (Autoritäts- und Testimoniumslehre). Enzyklopädisch sind in diesem Sinne literarische Texte, wenn ihre Integration und Diskursivierung von Wissen eine „(wie immer geartete) systematische Tendenz“ aufweist, vgl. Johannes K. Kipf, Dirk Werle, Mathias Herweg: Einleitung. Enzyklopädisches Erzählen und vormoderne Romanpoetik. In: Enzyklopädisches Erzählen und vormoderne Romanpoetik (1400–1700). Hrsg. von dens. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Forschungen. 160), S. 9–26, insb. S. 9. Anders verfährt ein systematischer Begriff von enzyklopädischer Literatur, vgl. dazu Waltraut Wiethölter, Frauke Berndt, Stephan Kammer: Zum Doppel Leben der Enzyklopädiik. Eine historisch systematische Skizze. In: Vom Weltbuch bis zum World Wide Web – enzyklopädische Literaturen. Hrsg. von dens. Heidelberg 2005 (Neues Forum für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft. 11), S. 1–51, insb. S. 30: „Literatur ist in dem Maße Literatur, in dem sie Enzyklopädiik ist, und sie ist enzyklopädische Literatur [...], sobald sie diese Enzyklopädiik zu thematisieren und auszustellen beginnt.“

158 Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 48 sowie ebd., S. 280f.

159 Vgl. Jan-Dirk Müller: Enzyklopädisches Erzählen. In: Enzyklopädisches Erzählen und vormoderne Romanpoetik (1400–1700). Hrsg. von Johannes Klaus Kipf, Dirk Werle, Mathias Herweg. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Forschungen. 160), S. 27–44, insb. S. 36: „Die Prosaromane des 15. und 16. Jahrhunderts beanspruchen, *historia* d. h. faktisch wahr zu sein, nicht lügenhafte Fiktion. [...] Als faktisch wahr können Prosaromane alle Arten von Wissensbeständen aufnehmen“. Vgl. auch Herfried Vögel: Naturkundliches im ‚Reinfried von Braunschweig‘. Zur Funktion naturkundlicher Kenntnisse in deutscher Erzähldichtung des Mittelalters. Frankfurt a. M. 1990 (Mikrokosmos. 24); Mathias Herweg: Verwildeter Roman und enzyklopädisches Erzählen als Perspektiven vormoderner Gattungsformen. In: Neuere Aspekte germanistischer Spätmittelalterforschung. Hrsg. von Freimut Löser [u. a.]. Wiesbaden 2012 (*Imagines Medii Aevi*. 29), S. 77–90.

durch einen Status als „Mittler-Literatur“¹⁶⁰ zu legitimieren, sondern mit seiner Literarisierung wird der Status des Wissens delegitimiert. Dass das Buch nicht auf die Vermittlung von (propositionalem) Wissen zielt, zeigt sich beispielsweise daran, dass die einzelnen „Wissenspartikel“¹⁶¹ nicht selten aus zweiter, dritter oder gar vierter Hand stammen. Wenn etwa eine Liste von Exemplen mit Autoritätsbelegen bereits bei Rabelais steht, der als Quelle ein antikes Sammelwerk angibt, aber effektiv nicht aus der angegebenen Quelle, sondern aus einem zeitgenössischen Kompilationswerk abgeschrieben hat, ist es fraglich, inwiefern der Text ein Auffüllen und Rekonstrukturen dieser mehrfach verdauten Einzelbelege und Referenzen einfordert.¹⁶²

Ferner ist auch die Möglichkeit zu Abschreibfehlern, wie sie bei mehrstufigen Vermittlungsprozessen wahrscheinlicher werden, gerade etwas, das in der *Geschichtklitterung* eher vorgeführt als vermieden wird. Quellentreue wird kaum beansprucht, sondern die Geste des Referierens auf Autoritäten und Wissensbestände und die damit verbundenen Möglichkeiten zu Fehllektüren werden oftmals zum eigentlichen Ansatzpunkt für die sprachschöpferische Produktivität des Buches.¹⁶³ Ein anschauliches Beispiel für einen solchen produktiven ‚Abschreibfehler‘ stellt das schöne Wort *Haselnasche* dar. Es findet sich in einem der kulinarischen Kataloge des vierten Kapitels, wo nicht nur allerlei Wein-, Wurst-, Bier- und Käsesorten, sondern auch Speisefische aufgelistet werden, darunter *gel Haselnaschen, Raumen den Streydasgütlein die*

¹⁶⁰ Vgl. zum Begriff Vögel, Naturkundliches im ‚Reinfried von Braunschweig‘, S. 25–26.

¹⁶¹ Beate Kellner: Sprachspiel, Sprachenvielfalt und Hybridisierung in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Langues hybrides. Expérimentations linguistiques et littéraires (XVe–début XVIIe siècle). Hrsg. von Anne-Pascale Pouey-Mounou, Paul J. Smith. Genève 2019 (Travaux d’Humanisme et Renaissance. 598), S. 385–402, hier: S. 386.

¹⁶² Vgl. Wolfgang Iser: Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett. München 1972, S. 7f.: „Der implizite Leser meint den im Text vorgezeichneten Aktcharakter des Lesens und nicht eine Typologie möglicher Leser“. Angesichts solcher Materialprovenienzen ist fraglich, ob der Text wirklich zu einem regelrecht philologischen Leseakt aufruft, wie ihn Laura Auteri: Widerspruch als konstitutives Element der Wissensvermittlung in literarischen Texten des späten 16. Jahrhunderts. In: Poetiken des Widerspruchs in vormoderner Erzählliteratur. Hrsg. von Elisabeth Lienert. Wiesbaden 2019 (Contradiction studies), S. 319–329, hier: S. 323 im Anschluss an Seelbach, Ludus lectoris skizziert: „Jede Aussage soll vielmehr regelgerecht recherchiert und sichergestellt werden, der Leser soll sich mit Geduld einen Weg durch die Irrgärten des Werkes freikämpfen, er soll das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden lernen“.

¹⁶³ Beispielsweise findet sich im 13. Kapitel eine Liste von historischen Figuren, die an Lachen starben. Als Quellen sind im Text Aulus Gellius' *Noctes Atticae* und Plinius' *Naturgeschichte* angegeben, vgl. Fischart, Geschichtklitterung, S. 244: *Item Plini lib. 7 c. 32 vnd 53. Aul. Gell: lib. 3. 15 vnnd andere vom Diagora von Rodo, vom Chilon, Sophocle, Dion dem Tirannen von Sicilien, Philippide, Philemon, Polycrate, Philistion, M. Juuenti, Bapst Julio vnnd Leo, die alle vor freuden starben: Allerdings übersetzt Fischart die Stellenbelege und Liste aus der Vorlage, die sie wiederum nicht aus der angegebenen zweiten, sondern aus einem Kompilationswerk von Johannes Ravisius Textor hat, was sich mitunter daran zeigt, dass *Policrita* bereits dort *Polycrata* genannt wird, vgl. dazu Ulrich Seelbach: Fremde Fefern. Die Quellen Johann Fischarts und die Paratexte seines idealen Lesers in der Forschung. In: Daphnis 29,3–4 (2000), S. 465–583, hier: S. 487–488.*

Taschen.¹⁶⁴ In Hans Sachs' Spruchgedicht, aus dem, wie Bulang aufgezeigt hat, Fischart ohne Nennung der Quelle einen Teil des Katalogs abschreibt, steht: *Hasseln vnd auch sampt den Aschen/ Raumen den Streußgütlein die Taschen*.¹⁶⁵ Aus den zwei luxuriösen Fischarten (Hasel und Äsche), die den Verschwenderischen die Taschen leeren, wird in der *Geschichtklitterung* kurzum eine neue Art – und ein neues deutsches Wort, das, wie so einige der Ad-hoc-Schöpfungen des Buches, als Hapaxlegomenon ins Grimm'sche Wörterbuch einging.¹⁶⁶ Da an anderer Stelle im Roman der Reim von Taschen – Aschen aus Sachs' Gedicht sich auch ohne Wiederholung des ‚Fehlers‘ findet,¹⁶⁷ machen die „Haselnaschen“ auf ein Prinzip aufmerksam, das dem Text auf ganz unterschiedlichen Ebenen zugrunde liegt: Eine unsorgfältige oder bewusst fehlerhafte Arbeitsweise führt zu Er-Findungen.¹⁶⁸ In einem Buch, das fehleranfälliges Pfuschen (*Klittern*) einerseits zu seinem Gattungsmerkmal erhebt, sich andererseits aber auch tatsächlich immer wieder durch Abschreibfehler geprägt zeigt, scheint die Frage müßig, ob im zum Druck eingereichten Manuscript beide Wörter getrennt im Dativ standen („Haseln Aschen“) oder nicht. Finden und Erfinden liegen im Horizont des rhetorischen *inventio*-Konzepts zwar an sich schon nah beieinander, für Fischarts „Er-Finden“¹⁶⁹ ist allerdings gerade ein mit der Tradition brechendes Moment der Abweichung – durch Pfusch, Fehlanwendung, *misreading* usw. – kennzeichnend.

Während die Ursache für die Er-Findung der *Haselnaschen* tatsächlich ein Versehen seitens des Setzers in der Druckerei sein könnte, das sich ohne jedes Zutun des historischen Autors ereignet haben mag, wird an anderen Stellen im Text unverschleiert gepfuscht. Ein anschauliches Beispiel hierfür findet sich im 28. Kapitel. Dort wird in einer bemerkenswerten *deductio ad absurdum* die Frage beantwortet, woher der Krieg seinen Ursprung habe. Zur Beantwortung wird auch auf alchemistisches Wissen zurückgegriffen, für das die Autorität *Londisch Johan vom Ey* einsteht. Der behauptet, dass alle Menschen aus einem Ei herkommen würden:

¹⁶⁴ Fischart, Geschichtklitterung, S. 101; zum Fischkatalog vgl. Bulang, Zur intertextuellen Dialektik von Anti-Klassizismus und Klassizismus, S. 349–379, insb. S. 363f. sowie ders.: The Many Names of Fish. Scientific and Poetic Fish—Nomenclature in the Writings of Conrad Gessner and Johann Fischart. In: Ichthyology in Context (1500–1880). Hrsg. von Florike Egmond, Paul J. Smith. Leiden 2023 (Intersections. 87), S. 111–122.

¹⁶⁵ Hans Sachs: Die hundert vnnd Vier vnd zweintzig Fisch vnd Meerwunder [...] 1560, zit. n. Bulang, Zur intertextuellen Dialektik von Anti-Klassizismus und Klassizismus, S. 349–379, hier: S. 363.

¹⁶⁶ Vgl. Art. Hasselnasche. In: DWB X, Sp. 548, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=H03208> [Zugriff 01.09.2024].

¹⁶⁷ Vgl. bei Fischart, Geschichtklitterung, S. 142 den in der Ausgabe von 1582 hinzukommenden Zusatz: *Dises raumt Seckel vnnd Táschen, daß vns kaum bleibt die warme áschen.*

¹⁶⁸ Im Prolog bezeichnet sich der Text auch selbst als *fündlein*, das, wie Beate Kellner anmerkt, auf ein Finden rekurriert, das, „dem lateinischen *invenire* entsprechend, [...] die Mitte zwischen dem Auffinden und dem Erfinden [hält]“, vgl. Beate Kellner: Prost! Fischarts Einladung ins Wirtshaus des Textes im Prolog zur „Geschichtklitterung“. In: Ästhetik der Fülle. Festschrift für Elke Brüggen. Hrsg. von Peter Glasner [u. a.]. Berlin 2021, S. 159–170, hier: S. 63–64.

¹⁶⁹ Für den prägnanten Begriffsvorschlag danke ich Christian Kiening (mündlich).

Nun so viel hat dannoch der vom Ey, auß den Grabakarabis *Pillularijs* ergarakrabelet, daß wir all auß eim Ey herkommen, weil die Welt ein Ey ist: das hat gelegt ein Adler, das ist die hoch, weit und schnellfliegend Hand des Jupiters, das ist das *Chaos*, das *Cauum*, das *Chaouum*, der offen Ofen, hauffen, Hafen, welches des Adlers Hitz Chaouirt, Fouirt, Feurofirt, Chaoquirt vnnd Coquirt.¹⁷⁰

Geht man der Sache nach, stellt man fest, dass hier zwar rein vom Zeichenmaterial her so einiges aus dem 18. Theorem der *Monas hieroglyphica* (1564) des John Dee „Londinensis“ (*Londisch Johan vom Ey*) auftaucht.¹⁷¹ Bei Dee findet sich ein Kosmogramm in Eierform, das alles *proportionatum a natura* darstellen soll,¹⁷² ferner die auf Äsop zurückgehende Fabel vom Adler und Skarabäus,¹⁷³ und daran anschließend auch die Beschreibung eines alchemistischen Prozesses, in dem das Ei des Adlers umgewandelt wird. Was bei Dee damit genau ausgesagt werden soll, welche Wahrheit vom alchemistisch-kabbalistischen Code vor dem *vulgaris oculus* verborgen werden soll,¹⁷⁴ erfährt man allerdings auch bei Fischart nicht. Das vorgefundene Zeichenmaterial (Adler, Ei, Jupiter etc.) wird vielmehr dazu genutzt, die Verfahren der alchemistischen Arkansprache nachzuäffen, indem etwa in den Entsprechungsoperationen (A ist B, B ist C, C ist D etc.) deren Synonymüberfülle nachgebildet wird. Im alchemistischen Diskurs kursieren für ein und dieselbe Sache teils über hundert unterschiedliche Benennungen, was daran liegt, dass die Sprache die komplexen Beziehungen zwischen Mikro- und Makrokosmos, wie sie das alchemistische Weltbild prägen, mitreflektiert. Die potentesten Substanzen, die sieben Metalle, werden beispielsweise kosmologisch den Planeten zugeordnet (etwa Jupiter dem *stannum*, Zinn).¹⁷⁵ Auch die Allegorie, mit

¹⁷⁰ Fischart, Geschichtklitterung, S. 381.

¹⁷¹ Vgl. Camillus Wendeler: Fischart als Herausgeber alchymistischer Schriften. In: Archiv für Literaturgeschichte 6 (1877), S. 487–509.

¹⁷² John Dee: *Monas Hieroglyphica Iannis Dee, Londinensis [...]*. Antwerpen: W. Silvius, 1564, fol. E^{r-v}.

¹⁷³ Vgl. ebd.: *Grabakarabis Pillularijs* – der pillendrehende und grabende Skarabäus. Die Fabel vom Adler und Käfer hat u. a. Erasmus' *Adagium Scarabaeus aquilam quaerit* (III vii 1) bekannt gemacht, vgl. Desiderius Erasmus: Collected Works of Erasmus 35. *Adages*: III iv 1 to IV ii 100. Übers. und komm. von Denis L. Drydall. Hrsg. von John N. Grant. Toronto [u. a.] 2005. Quelle für die symbolische Verbindung von Käfer, Ei und Welt scheint hingegen die *Hieroglyphica* des Horapollo zu sein, weil dort der Skarabäus als Sinnbild für die Welt vorgestellt wird (begründet wird diese Verbindung damit, dass der Käfer sich aus sich selbst reproduziere, indem er eine Kugel aus Ochsenmist drehe, aus der seine Nachkommen wie aus einem Ei herausschlüpfen würden), vgl. Ps.-Horapollo: *Des Niloten Horapollon Hieroglyphenbuch*. Hrsg. und übers. von Heinz Josef Thissen. Bd. 1. München 2001, S. X.

¹⁷⁴ Nicht nur auf der Titelseite, sondern auch am Textende wird programmatisch auf die Verschlüsselung hingewiesen. Besonders pointiert, da die steganographische HERVORHEBUNG und Überfülle an Satzzeichen des Textes nochmals wiederholend, bei Ps.-Horapollo: *Ori Apollinis Niliaci, de sacris notis & sculputris libri duo [...]*. Paris: J. Keruer, 1551, fol. G4^r: *Vulgaris, Hic, Oculus CALIGARIT, DIFFIDETQUE plurimum*.

¹⁷⁵ Dass die Symbolik und Sprache der Alchemisten auf der Vorstellung eines „imaginativen Innenraums der Welt“ fußt, fassen Thomas Bachmann und Thomas Hofmeier: Geheimnisse der Alchemie. Basel 1999, S. 92 wie folgt zusammen: „Die Theorie wird zum Symbol verräumlicht und zu einer an-

der alchemistische Abläufe unter Zuhilfenahme von mythischen Gestalten, Tieren oder Fabelwesen beschrieben werden, wird bei Fischart formaliter nachgebildet, ohne dass die Nachbildung viel mit der Beschreibung der *metamorphosis ovi* bei Dee zu tun hätte. Die Stelle könnte man mit Bulang als poetologische Projektion der alchemistischen Grundoperation *solve et coagula* auf die Ebene der sprachlichen Verfahren lesen.¹⁷⁶ Sprachalchemie scheint in diesem metaphorischen Sinn genau das zu sein, was bei Fischart im ganzen Text fortlaufend mit der Sprache getrieben wird. Sie wird, wie Bulang argumentiert, zerlegt und neu zusammengefügt: Chaos und Cavum ergeben – *coagula!* – Chaovum, eine ‚Chaoeierhöhle‘, aus der dann – *solve!* – der deutsche Ofen herausgelöst wird und für neue sprachliche Verbindungen zur Verfügung steht. Allerdings sind diese sprachlichen Operationen der De- und Rekomposition so allgemein-abstrakt, dass sich die Sprachalchemie kaum von anderen Beschreibungsangeboten, etwa der grotesken Anamorphose,¹⁷⁷ mit Blick auf eine historische Spezifiz unterscheidet. Bei Fischart wird meist gerade nicht wie im alchemistischen Ofen Gegensätzliches miteinander verbunden, sondern (Klang-)Ähnliches. Man könnte auf dieser allgemeinen Ebene beispielsweise auch die fortlaufende Sexualisierung des Sprachmaterials bei Fischart als Sprachalchemie lesen,¹⁷⁸ denn auch die alchemistische Fachsprache nutzt eine sexualisierte Symbolik, wenn sie anhand der Bilder von nackten Körpern im Bett beschreibt, wie sich ‚weibliche‘ und ‚männliche‘ Gegensätze in der ‚chymischen Hochzeit‘ verbinden.¹⁷⁹

schaubaren Gestalt geformt. Der Symbolraum hat die Funktion, den inneren Aufbau der Natur in einer virtuellen Symbolwelt abzubilden. Den Leitfaden hierfür liefert die Symmetrie zwischen Mikro- und Makrokosmos. Beide spiegeln sich ineinander. Demnach ist die Achse der Welt eine Spiegelachse – die Spiegelachse zwischen Mikro- und Makrokosmos. [...] Mittels Spiegelung wird ein Innenraum der Welt gebildet. Dieser Innenraum ist ausschließlich der Imagination zugänglich“. Zur Rolle des Eis in der alchemistischen Symbolsprache als Modell für den Kosmos und imaginative Entsprechung zum Stein der Weisen vgl. ebd., S. 92–94.

¹⁷⁶ Vgl. dazu Bulang, Enzyklopädische Dichtungen, S. 461–466; vgl. auch Bulang, Satirische, dämonologische und wissensvermittelnde Schreibweisen, insb. S. 189–202.

¹⁷⁷ Zur grotesken Anamorphose aus kulturtheoretischer Sicht vgl. Peter Fuß: Das Groteske. Ein Medium des kulturellen Wandels. Köln 2001 (Kölner germanistische Studien. 1).

¹⁷⁸ Um mit Hans-Jürgen Bachorski, Irrsinn und Kolportage, S. 518 Klartext zu reden: Die Rede der Geschichtklitterung lässt „[a]n buchstäblich jedem denkbaren Ort [...] Schwänze sich erheben und Löcher sich auftun oder beides aufeinander einstürmen“.

¹⁷⁹ Zur sexualisierten Sinnbildkunst der Alchemisten vgl. die Holzschnitte, die im Sammeldorf *Auriferae artis* (Basel 1572) dem alchemischen Bildgedicht *Rosarium Philosophorum* (14. Jahrhundert) zugefügt wurden und anschaulich zeigen, wie sich Sol und Luna entkleiden und die chymische Hochzeit im Bett vollziehen. Edition: Rudolf Gamper, Thomas Hofmeier (Hrsg.): Alchemische Vereinigung. Das Rosarium Philosophorum und sein Besitzer Bartlome Schobinger. Zürich 2014. Vgl. dazu auch Achim Aurnhammer: Zum Hermaphroditen in der Sinnbildkunst der Alchemisten. In: Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte. Hrsg. von Christoph Meinel. Wiesbaden 1986 (Wolfsbütteler Forschungen. 32), S. 179–200.

Wie bereits Ulrich Seelbach in der bisher einzigen rezeptionsästhetischen Studie zu Fischarts *Geschichtklitterung* hervorgehoben hat, müsste die Antwort auf die Frage, welche Akte des Lesens Fischarts Buch voraussetzt, auch die „literarischen Konventionen und Techniken umfassen, auf denen der Autor bei der Konstituierung seiner Texte aufbaut“.¹⁸⁰ Blickt man auf die Verfahrensebene, dann zeigt sich der Roman weniger als eine Enzyklopädie von Wissensinhalten der Zeit, denn als eine „Enzyklopädie auf zweiter Stufe“,¹⁸¹ in der jene Konventionen und Techniken verzeichnet werden, mit denen in der gelehrten Literatur der Zeit Wissen konstituiert wird. Das zeigen die Studien von Bulang eindrücklich: Versteht man Sprachalchemie als Nachahmung der Darstellungskonventionen und Techniken des alchemistischen Diskurses, dann müsste man der Sprachalchemie beispielsweise noch eine Sprachhieroglyphik oder Sprachvölkerkunde hinzufügen.¹⁸² Das macht die *Geschichtklitterung* zu einer Enzyklopädie des Er-Findens,¹⁸³ die, wie man mit Andreas B. Kilcher sagen kann, „die Immanenz eines Buchwissens, das immer nur wieder auf andere Bücher rekurriert“, parodiert.¹⁸⁴

2.3 Ansatzpunkt: Übungen der Satire

Die *Geschichtklitterung* wurde von der Fischart-Forschung noch kaum in die Geschichte der menippeischen Satire der Renaissance eingeordnet.¹⁸⁵ Die *satura menippaea*

¹⁸⁰ Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 13.

¹⁸¹ Vgl. Kilcher, *Mathesis und poiesis*, S. 12.

¹⁸² Vgl. Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 395–403 sowie S. 415–421.

¹⁸³ Vgl. hierzu auch die Schlussfolgerung von Bulang, *Die andere Enzyklopädie*, S. 278: „Inszeniert wird bei Fischart der spielerische Umgang mit Wissen als Desiderat von Enzyklopädien nach dem Muster Polydor Vergils. Fischart beansprucht, mit der *Geschichtklitterung* eine Lücke zu füllen. Ihm geht es um jene Spiele, die in der berühmten Polydor'schen Enzyklopädie der Erfindungen und Erfinder nicht vertreten sind – um Spiele mit der Kontingenz von Texten und von Wissen. Fischarts Roman geriert sich somit als die andere Enzyklopädie des Wissens, eine, die jenseits disziplinierter Diskurse und Institutionen, aber auch jenseits der diese abbildenden Enzyklopädik einen eigenen Umgang mit Wissen betreibt“.

¹⁸⁴ Kilcher, *Mathesis und poiesis*, S. 158.

¹⁸⁵ Fischarts *Geschichtklitterung* wird zwar in Handbüchern und Überblicksdarstellungen immer wieder in die Tradition der menippeischen Satire gestellt und als eine der ersten Aneignungen oder Neubildungen des Menippeischen in der deutschen Literatur betrachtet, vgl. exemplarisch Jürgen Brummack: Art. Satire. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung. Bd. 3. Hrsg. von Jan-Dirk Müller. Berlin/New York 2007, S. 355–360, hier: S. 357f. Allerdings wurden Befunde zur menippeischen Satire der Renaissance kaum in der Fischart-Forschung rezipiert. Rabelais' Pen-talogie hingegen gilt als die Menippea der Renaissance schlechthin, vgl. W. Scott Blanchard: *Scholars' Bedlam. Menippean Satire in the Renaissance*. Lewisburg 1995; Joel C. Relihan: *Menippus in Antiquity and the Renaissance*. In: *The Cynics. The Cynic Movement in Antiquity and Its Legacy*. Hrsg. von R. Bracht Branham, Marie-Odile Goulet-Cazé. Berkeley/Los Angeles/London 1996, S. 265–293; zur menippeischen Satire bei Rabelais buchfüllend Bernd Renner: *Difficile est saturam non scribere. L'her*

pea ist zwar durch ihre Anlage als „Antigenre“¹⁸⁶, „Supergenre“¹⁸⁷ oder ‚Metagenre‘ eine schwer zu fassende Gattung, erlaubt es aber als generischer Begriff, wie Julia Kristeva es ausdrückt, „eine gewisse Schreibweise in die Geschichte einzubetten“.¹⁸⁸ Wie immer wieder (am eindringlichsten wohl von Bachtin) festgestellt wurde, hat das Menippeische nicht nur die Funktion, unterschiedliche Ideen und Ideologien der Zeit, Geisteszustände oder, zugespitzt, die aristotelische Logik schlechthin zu problematisieren, sondern bildet – sozusagen als Kehrseite dieser Welthaltung und Aktualität – neue literarische Formen aus, weil das, was problematisiert wird, auch intertextuell erneuert wird. Die Hochkonjunktur der menippeischen Satire in der Renaissance wurde bisher vor allem über ihre sozialpolitische Funktion erklärt oder als Symptom einer bestimmten Welthaltung verstanden. Sie lässt sich jedoch auch von der Logik des Metagenres her betrachten, die mit ihren Formen der subversiven *imitatio* einem der Nachahmungspoetik verpflichteten Literaturbetrieb besonders vielversprechende Gebrauchsmöglichkeiten bietet.

Wenn es beim Nachahmen im Sinne frühneuzeitlicher *imitatio* das Ziel ist, die als Modell gewählte Vorlage nicht zu kopieren, sondern sie zu erneuern,¹⁸⁹ dann ist der imitierende Text auch darauf angelegt, die Vorlage in puncto Mustergültigkeit, Meis-

méneutique de la satire rabelaisienne. Genève 2007 (Etudes rabelaisiennes. XLV); vgl. zur Minepea auch Dell'Anno, ‚satura‘, S. 40–104.

186 Joel S. Relihan: Ancient Menippean Satire. Baltimore/London 1993, S. 34.

187 Vgl. Hannu K. Riikonen: Menippean Satire as a Literary Genre. With Special Reference to Seneca's ‚Apocolocyntosis‘. Helsinki 1987 (Commentationes Humanarum Litterarum. 83), S. 51: „We can even call the Menippean satire a ‚supergenre‘, whose individual works freely connect and mingle prose and verse as well as characteristics of other genres. As early as in Greek and Roman Antiquity the Menippean satire showed a high degree of intertextuality and since then it is the genre where the possibilities of intertextual play have been most courageously employed“.

188 Julia Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. Übers. von Michel Korinman und Heiner Stück. In: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd. 3: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Jens Ihwe. Frankfurt a. M. 1972, S. 345–375, hier: S. 371. Julia Kristeva hat, an Michail Bachtin anschließend, im (polyphonen) Roman der Moderne die Weiterentwicklung der Menippea gesehen: Der menippeische ‚Denkmodus‘ findet in der Intertextualität des modernen Romans eine neue Form. In Kristevas Konzeption der Menippea sind daher auch die Kernbegriffe (Double, Ambivalenz, Dialogizität) von ihrer Theorie des intertextuellen/polyphonen Romans angelegt, vgl. ebd., S. 367: „Die Sprache scheint von einem ‚Double‘ (durch ihre eigene Tätigkeit der graphischen Spur, welche ein ‚Draußen‘ verdoppelt) fasziniert zu sein – und von der Logik der Opposition, die die Logik der Identität in den Definitionen der Terme ersetzt. Als umfassende Gattung baut sich die Menippea als ein Mosaik von Zitaten auf. Sie umfasst alle Gattungen: Novellen, Briefe, Reden, Mischungen von Vers und Prosa, deren strukturelle Bedeutung darin besteht, die vom Schriftsteller gegenüber dem Text und den Texten eingenommenen Abstände zu denotieren“. Zum menippeischen Erbe des Romans vgl. zudem auch ebd., S. 370–375 sowie dies.: Le Texte du Roman. Approche sémiologique d'une structure discursive transformationnelle. The Hague/Paris/New York 1979 [Reprint 2013], insb. S. 162–176.

189 Vgl. den Überblick bei Nicola Kaminski, Dina De Rentiis: Art. *Imitatio*. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von Gert Ueding. Bd. 4. Tübingen 1998, Sp. 235–303.

terschaft oder mindestens Aktualität abzulösen.¹⁹⁰ Auch affirmative Nachahmung hat in diesem Sinne einen doppelseitigen Effekt, da sie in einer konstitutiven Spannung zur Vorlage steht. Zum einen bestätigt sie deren hervorragenden Status – sonst wäre diese ja nicht als Vorbild geeignet –, aber gerade im Wetteifern wird auch darauf gezielt, sich diesen Status selbst anzueignen, was ein Moment der Differenz zur Vorlage mitbedingt. Man kann sich nicht gegenüber etwas anderem als besser, vollkommener, fähiger oder zumindest als aktueller darstellen, ohne zugleich auch zu implizieren, dass das andere, mindestens hinsichtlich bestimmter Aspekte, defizitär ist. Diese Spannung von Ähnlichkeit und Differenz, Affirmation und Überschreitung ist konstitutiv für eine literarische Produktion, die darauf zielt, durch Lernen am Muster sich das Können anderer anzueignen, es zu aktualisieren und schließlich darüber hinauszugehen. Diese Spannung fußt kulturgeschichtlich auf der Idee, dass kultureller Fortschritt im Wettkampf gründet. Er ist bis weit ins 17. Jahrhundert hinein prägend für die frühneuzeitlichen Kulturen, weshalb Agonalität und Wettstreit als Epochensignatur der Renaissance diskutiert wurden: Im Wettkampfmodus, in einer *Querelle* befinden sich nicht nur *Anciens et Modernes*, sondern auch die westeuropäischen Kulturen, Künste (*parergone*) und Volkssprachen untereinander.¹⁹¹

Auch die Schreibweisen des Satirischen sind in das Spannungsfeld von Affirmation, Subversion und Negation einzuordnen, das der auf Wettkampf ausgerichteten kulturellen Produktivität der Renaissance zugrunde liegt. Ebenso wie die affirmative Nachahmung im Wettkampfmodus Momente der Subversion einschließt, ist zu vermuten, dass auch andersrum der nicht-affirmativen Nachahmung, die auf Subversion zielt, Momente der Affirmation inhärent sind. Dass die volkssprachige Literatur des 16. Jahrhunderts und insbesondere Johann Fischarts Werke in den Horizont der frühneuzeitlichen *imitatio* einzubetten sind, hat Jan-Dirk Müller betont. Müller hat anhand der Werke, auf die sich Fischart in programmatischen Passagen seiner Texte beruft, gezeigt, dass mit der Bildung eines „Gegenkanons“ eine eigenständige literarische Tradition konstruiert und damit eine Alternative zur neulateinischen Nachahmungspoetik für die volkssprachige Dichtung entwickelt wird.¹⁹² Diese Alternative generiert sich als eine Poetik, die sich durch den gemeinsamen Bezugspunkt des Niederen ebenso auf einen Kanon komischer Literatur aus Antike und Gegenwart wie auf neulateinische und volkssprachige Traditionen niederer Gattungen berufen kann. Müller argumentiert, dass

¹⁹⁰ Günter Butzer: Physiologie der Imitation. Zur Vorgeschichte der Genieästhetik. In: Übung und Afekt. Formen des Körpergedächtnisses. Hrsg. von Bettina Bannasch, Günter Butzer. Berlin/Boston 2007 (Media and Cultural Memory / Medien und kulturelle Erinnerung. 6), S. 43–70, hier: S. 50 hält mit Blick auf die sich am Bienengleichnis orientierende *imitatio*-Konzeption der Frühen Neuzeit fest: „Indessen liegt es in der Logik des physiologischen *imitatio*–Modells, dass die vollkommene Aneignung und Verarbeitung des aufgenommenen Texts diesen als selbstständige und distinkte Einheit zum Verschwinden bringt.“

¹⁹¹ Vgl. grundlegend die Beiträge in Jan-Dirk Müller [u. a.] (Hrsg.): *Aemulatio. Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450–1620)*. Berlin 2011 (Pluralisierung & Autorität. 27).

¹⁹² Müller, Fischarts Gegenkanon, S. 284.

Fischarts Werke durchaus mit den antiken Mustern wetteifern, aber nicht auf Ebene der Form, sondern der Wirkung. Besonders im Ritter von Stauffenberg tritt die volkssprachige Dichtung als moralisch überlegene Alternative zur klassischen Poesie auf – die *alte deutsche Tugendmutsamkeit* ersetze die Musen. Das, was aus dem Gegenkanon der komischen Literatur angeeignet, aktualisiert und überboten werden soll, ist die Wirkabsicht und Wirktheorie komischer Dichtung, deren Didaktisierung und therapeutischer Charakter.¹⁹³ Für die *Geschichtklitterung* scheint aber die These, dass es bei Fischart „immer um die Sache“,¹⁹⁴ um Ethik, nicht Ästhetik gehe, revisionsbedürftig.

Müller argumentiert, ausgehend vom „poetologische[n] Schlüsselkonzept“ des Silenus (einer Figur mit hässlichem Äußeren und wertvollem Inneren), für eine „silenische Schreibweise“, mit der Fischarts Text nicht nur therapeutischer, sondern auch erkenntnisfördernder Charakter zukomme, weil die Verzerrung auf ihre Korrektur hinweise.¹⁹⁵ Hier stellt sich allerdings die Frage, wie verbindlich das Modell der Verzerrung ist, das der Prolog an der Figur des Silenus reflektiert. Allein schon die groteske Sprachoberfläche, die an der Stelle zur Veranschaulichung des Modells geschaffen wird, vollzieht so viele Verdrehungen von Innerem und Äußerem, dass es fraglich ist, ob die mehrfach verzerrte Verzerrung noch auf ein positives Bild zurückzurechnen ist.¹⁹⁶ Zudem ist die Figur des Silenus nicht das einzige bildhafte Modell, das der Prolog (*Ein vn Vor Ritt*) bietet. Beispielsweise wird die Poetologie auch an der Figur des Sokrates, an einem Destillationsverfahren sowie an folgendem Hundegleichnis veranschaulicht:

¹⁹³ Vgl. Müller, Fischarts Gegenkanon, S. 317: „Sein [Fischarts, Anm. K.K.] Konzept schließt den ernsthaften Lobspruch und die historische Dichtung ein, die nicht durch eine am antiken Muster geformte Oberfläche, sondern durch ihr Ethos mit der Antike wetteifern und sie überbieten. [...] Ethische Maßstäbe, nicht stilistisch-rhetorische sind entscheidend“.

¹⁹⁴ Vgl. ebd., S. 316.

¹⁹⁵ Vgl. ebd., S. 309: „Er betont ihren therapeutischen Charakter zur Herstellung des leibseelischen Wohlbefindens, schreibt ihr aber auch einen erkenntnisfördernden Charakter zu, indem die hässliche, satyrhaft-satirische Verzerrung auf die Korrektur einer verderbten Welt verweist. Damit entwirft er eine antiklassische Poetik: im grotesken Spiel mit Bildungshalten, der syntaxsprengenden Häufung von Bildern, der Auflösung von Sinn in Wortgeklingel, der Verzerrung von Realität“. Zum „poetologischen Schlüsselkonzept“ vgl. ebd., S. 306.

¹⁹⁶ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 25: *Exspeckta auf der Taschen, Sileni, solt jr mich verstehn, waren etwann die wundergestalte Grillische, Grubengrotteschische, fantastische krüg, läden, büchsen vnd häfen, wie wir sie heut in den Apotecken stehen sehen, von aussen bemale mit lächerlichen, gecklichen, ja offt erschrecklichen Håw vnnd Graßteuffeln, wie sie auf Pandore büchs fligen [...]*. Das Verhältnis von nichtiger Form und wertvollem Inhalt kehrt sich im Auflisten von Beispielen mehrfach um, weil beispielsweise mit der Büchse der Pandora an der Stelle auch eine außen schöne und innen hässliche Verkehrung aufgeführt wird; ferner werden mit Ovids Metamorphosen und Werken der Kosmographie überhaupt keine Innen-Außen-Relationen mehr ins Bild gesetzt. Daher könnte man argumentieren, dass mit den *Håw vnnd Graßteuffeln*, die aus der Büchse fliegen, in einer Mise en Abyme der Inhalt des Romans mit aufgelistet wird, insofern die Riesen im zweiten Kapitel auf recht spektakuläre Weise genealogisch aus der Büchse der Pandora hergeleitet werden (vgl. dazu Kap. 7.5. in dieser Arbeit).

Ja, daß ich euch auff den Hund bring (welches Thir, wie Plato schreibt im andern Buch von der Reichpöblicheyt, vnter allem das Philosophisch vnd gütartigest ist) habt jhr nicht gesehen wie andechtich er das marckbein, wann er eins find, verschiltwachtet, wie eiferig er es halt, wie vernünftti er es anatomirt, wie vnvertrüßlich ers zerprech vnd zerreiß, vnd anmütig vernag, saug vnnd zerbeiß. Fürnemlich wan ers dem Vlmischen Schwaben hat gestoden, der jm einmal das marck zwischen der thüren zu dem hindern heraus klemmet, vnnd es, wiewol es minckeleit, für schmutz hinweg schlemmet. Was ist nun die hoffnung der Hundsmühe? was vermeynt er hie-rauß guts zuerlangen? Nichts mehr, als ein wenig Schmerhaft marck.¹⁹⁷

Die Stelle, die recht eng an Rabelais' Prolog angelehnt ist, gehört in der Rabelais-Forschung zu den meistdiskutierten und hat eine energisch geführte Kontroverse um die Frage ausgelöst, inwiefern Rabelais damit der Lektüre Substanz (man möchte sagen: Fleisch am Knochen) in Aussicht stellt.¹⁹⁸ Mit Blick auf Fischart's Prolog und dessen Überangebot an poetischen Modellen und widersprüchlichen Lektüreanweisungen macht der Hund aber vielleicht auf eine ‚hündische‘ *Performance* aufmerksam, die der Text hier bietet. Es wird ja in obigem Auszug vor allem gefordert, hinzu-sehen: „zu sehen wie“ der Hund tut, was er tut, und dabei dieses Tun mit bestimmten Tugenden abzugleichen. Wird diese Anweisung auf das angewendet, was die Rede im Prolog ‚tut‘, dann fällt auf, dass schon allein durch den Wankelmut der Anweisungen und die Inkommensurabilität der angeführten Modelle etwas nicht stimmen kann; überdies fallen die zahlreichen Störelemente auf, die bei jedem Modell platziert werden. In obigem Beispiel wäre etwa der mitten ins philosophische Gleichnis eingefügte Schwank so ein Störelement: Ein Schwabe aus Ulm klemmt einen Hund zwischen der Tür ein, drückt ihm das gestohlene Mark aus dem Hintern heraus und schlemmt es selbst. Gewissermaßen drückt sich auch der Text damit die gerade noch in Aussicht gestellte Substanz wieder aus.

Der Hund ist das namensgebende Sinnbild der Kyniker – einer philosophischen Haltung, die bei Rabelais vielfach für die rhetorische Maske behauptet wird (am aus-

¹⁹⁷ Fischart, Geschichtklitterung, S. 32.

¹⁹⁸ Vgl. die Stelle bei Rabelais, *Oeuvres complètes*, 1994, S. 6: *Crochetastes vous oncques bouteilles? Caisgne. Reduisez à memoire la continence qu'aviez. Mais veitez vous oncques chien rencontrant quelque os medulare? C'est comm edict Platon lib. II. de rep. la beste du monde plus philosophe. Si veu lavez: vous avez peu noter de quelle devotion il le guette: de quel soing il le garde: de quel ferveur il le tient, de quelle prudence il l'entomme: de quelle affection il le brise: et de quelle diligence il le sugce.* In der Debatte um die Lektüreanweisungen in Rabelais' Prologue haben Defaux und Duval für eine Suche nach höherem Sinn argumentiert, vgl. Gérard Defaux: D'un problème l'autre. Herméneutique de l'altior sensus et captatio lectoris dans le Prologue de ‚Gargantua‘. In: Revue d'Histoire littéraire de la France 2 (1985), S. 195–216; Edwin M. Duval: Interpretation and the ‚Doctrine absconce‘ of Rabelais's Prologue to ‚Gargantua‘. In: Études rabelaisiennes 18 (1985), S. 1–17; anders Terence Cave, Michel Jeanneret und François Rigolot, die gegen eine Determinierung der Lektüre durch den Prolog argumentieren, vgl. Terence Cave, Michel Jeanneret, François Rigolot: Sur la prétendue transparence de Rabelais. In: Revue d'Histoire littéraire de la France 4 (1986), S. 709–716.

führlichsten im *Prologue de l'Autheur des Tiers Livre*).¹⁹⁹ In der Widmungsvorrede schreibt Fischart, dass Rabelais *fürnemblig seines Diogenischen kurtzweiligen lebens vnd schreibens halben bey hohen Leuten liebgehalten worden sei*.²⁰⁰ Dieses *diogenische Schreiben* ist zum einen auf die serio-komische Anlage des satirischen Romans zu beziehen. Andererseits aber auch auf den Modus eines Schreibens, das, wie Diogenes, nicht theoretisch lehrt, sondern dessen „pantomimische Philosophie“ in einem „endlosen Prozeß von Inszenierung und Maskierung“ unterrichtet wird.²⁰¹ In diesem Sinne lassen sich auch an Fischarts Sprachoberfläche pantomimische Züge beobachten, die dazu tendieren, die kynischen Vorführungen ihrer Vorlage zu überbieten.

Im Anschluss an Sylvia Brockstieger lässt sich vermuten, dass es bei diesen Vorführungen weniger um ethische Fragen als um sprachliche Formung geht. Über die unterschiedlichen Werke hinweg, die im Kontext der Offizin von Bernhard Jobin und mit Fischarts Beteiligung entstanden, hat Brockstieger das kultur- und sprachpatriotische Projekt nachgezeichnet, in das auch die *Geschichtklitterung* einzuordnen ist. Ein zentrales Argument von Brockstieger ist, dass Fischart eine Poetik des Niederen entwerfe und diese sowohl an die frühneuzeitliche Nachahmungs poetik anschließe, als auch aus ihr heraus subvertierende Weisen der Bezugnahme entwickele: „imitative und aemulative Strategien ‚eigenen Typs‘“, die im Paradigma eigentlich nicht vorgesehen sind.²⁰² Brockstieger nennt diesen „eigenen Typ“ subversive *imitatio*, spricht aber auch von negativer oder destruktiver *aemulatio*. Das Argument lässt sich so auf den Punkt bringen: Indem die eigenen Verfahren in die Tradition eines Gegenkanons gestellt und mit einem ganzen Arsenal an Topoi aus der komischen Literatur gerechtfertigt werden, übertrifft das eigene Dichten die antiken Vorbilder nicht nur in ihrem ethischen Leistungsprofil, sondern begründet auch einen spezifischen Sprachraum. Darin eignen sich die nachahmungsbasierten Verfahren der komischen Literatur (satirische Brechung, Parodie, Travestie usw.) das, was vorderhand durch sie komisch verspottet wird, zugleich auch für eine genuin volkssprachige Poetik an. Subversive *imitatio* meint in diesem Sinne nicht das Wetteifern mit dem antiken Vorbild in Bezug auf das ethische Leistungsprofil, sondern ein aneignendes Nachahmen auf Ebene der Verfahren. Wie Brockstieger argumentiert, richtet sich die subversive *imitatio* nicht auf antike Vorbilder, ist also nicht diachron ausgerichtet, sondern zielt synchron auf das System humanistischen Sprachverhaltens. Brockstieger setzt in ihrer Studie dieses

¹⁹⁹ Vgl. François Rabelais, *Œuvres complètes*, 1994, S. 345: *Bonnes gens, Beuveurs tresillustres, et vous Goutteux tresprecieux, veitez vous oncques Diogenes le philosophe Cynic? Si l'avez veu, vous n'aviez perdu la veue: ou je suis vrayement forissu d'intelligence, et de sens logical.*

²⁰⁰ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 8.

²⁰¹ Niklaus Largier: Diogenes der Kyniker. Exempel, Erzählung, Geschichte in Mittelalter und früher Neuzeit. Mit einem Essay zur Figur des Diogenes zwischen Kynismus, Narrentum und postmoderner Kritik. Tübingen 1997 (Frühe Neuzeit. 36), S. 8.

²⁰² Vgl. dazu Sylvia Brockstieger: Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste. Johann Fischart im Kontext der Offizin Bernhard Jobin. Berlin/Boston 2018 (Frühe Neuzeit. 227), S. 16.

humanistische Sprachverhalten (sie spricht dabei auch von humanistischer Textherstellung, Textualität oder Denkform) allerdings als bekannte Größe voraus,²⁰³ weshalb das, worauf die subversive *imitatio* zielt, in den Analysen vage bleibt und einmal mit dem epistemischen und textuellen Universum der späthumanistischen Gelehrsamkeit und einmal mit einer an den Regeln der Rhetorik orientierten Textproduktion gleichgesetzt wird.²⁰⁴ Auch wenn Letzteres für das „rhetorische[] Zeitalter“ von der Sache her naheliegt und mit der Rhetorik methodisch auf ein etabliertes Instrumentarium zurückgegriffen werden kann,²⁰⁵ besteht humanistisches Sprachverhalten – oder besser: Sprachverhalten im ‚humanistischen Feld‘²⁰⁶ –, wie gerade die Frühneuzeitforschung der letzten Jahre immer wieder hervorgehoben hat, nicht allein aus der Anwendung rhetorischer Regeln und lässt sich auch nicht auf das Konzept der *copia verborum* reduzieren.²⁰⁷ Brockstieger lässt offen, womit sich eigentlich das aneignende Moment begründen lässt, das aus den Schreibweisen der Parodie, Travestie etc. eine kultur- und sprachpatriotisch ausgerichtete *imitatio* macht: Wieso handelt es sich bei Fischarts *Geschichtklitterung* überhaupt um eine „subversive *imitatio*“ und nicht um ein bloßes Nachäffen?

²⁰³ Vgl. Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, 2018, S. 176: „Sie fußen auf humanistischen und rhetorischen Prinzipien der Textproduktion, treiben aber deren Grenzen weiter und überschreiten sie. Beispielhaft lässt sich hier [bei Fischart] beobachten, wie die deutsche Sprache an die ‚Systemeigenschaften‘ des rinascimentoalen Diskurses herangeführt wird, sich aber gleichermaßen von ihnen abzusetzen vermag, indem sie in ihrer spezifischen artistischen Faktur die Regeln humanistischer Sprachbeherrschung aemuliert.“

²⁰⁴ Das Problem mangelnder Trennschärfe zeigt sich beispielhaft in der im Kern völlig erhellenden Analyse zu Fischarts Bienenkorb. ‚Florilegisches Schreiben‘, wie es im Bienenkorb parodiert wird, ist nur bedingt als „Leitstern“ oder „Rahmenwerk humanistischen Denkens und Schreibens“ zu sehen, denn gerade auch das Feindbild der Humanisten, die Scholastiker und mittelalterlichen Autoren, verwenden diese Praktik; ebenso sind sie Teil protestantischer Gelehrsamkeit, man denke etwa an Melanchthons *loci communes*. Naheliegend scheint, dass eine bestimmte, katholisch geprägte Blütenlese von dogmatischen Meinungen vorgeführt wird, worauf Brockstiegers Argumentation auch, trotz begrifflicher Diffusion, hinzielt, vgl. Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, S. 184–187; zur Reduktion der „Leitprinzipien humanistischer Textproduktion“ auf die rhetorischen *officia* vgl. ebd., S. 195–196.

²⁰⁵ Vgl. Andreas Keller: Frühe Neuzeit. Das rhetorische Zeitalter. Berlin 2008 (Akademie Studienbücher – Literaturwissenschaft).

²⁰⁶ Zum Vorschlag, ‚Humanismus‘ als literarisches Feld zu fassen, vgl. Jörg Robert: Einleitung: Poetik und Rhetorik. In: Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620). Hrsg. von Regina Toepper, Johannes Klaus Kipf, Jörg Robert. Berlin/Boston 2017 (Frühe Neuzeit. 211), S. 315–321, hier: S. 317: „Mit einer heuristischen Metapher könnte man von einem ‚humanistischen Feld‘ sprechen, in dem sich – vergleichbar einer topographischen Karte – vielfache Verdichtungspunkte (konkrete Personen, Orte, Institutionen, aber auch Themen, Formen, Praktiken und literarische Konzepte wie die *imitatio*), aber auch locker verknüpfte Zonen ausmachen lassen.“

²⁰⁷ Vgl. grundlegend Zedelmaier/Mulsow, Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit.

Die Methode der satirischen Didaxe wird in der Widmungsvorrede *fürspiegeln* genannt und auch mit Hilfe von Exemplen veranschaulicht.²⁰⁸ Der Roman spiegle *ein verwirretes vngestaltetes Muster der heut verwirrten vngestalten Welt*, um die Welt von *jrer verwirrten vngestalt vnd vngestalter verwirrung abzuführen vnd abzuverxieren*.²⁰⁹ Wie die Forschung immer wieder gezeigt hat, und wie sich auch aus obigen Überlegungen zum Prolog ergibt, bezieht sich das Vorspiegeln *ungestalter Muster* weniger auf die Figuren, von denen der Roman erzählt, als auf die Erzählrede und ihre Masken. Ihr liegt eine ironische Verstellung zugrunde. Dass gerade menippeische Satiren von diesem parodistischen Stilmittel rege Gebrauch machen, hat Northrop Frye betont: die menippeische Satire interessiert sich nicht für Leute als solche, sondern vor allem für intellektuelles Fehlverhalten und „Geisteszustände“.²¹⁰ Ein Mittel, dies darzustellen, besteht darin, Redemasken als Sprachrohre von Ideen, Dispositiven oder, wie Bachtin wohl sagen würde, des offiziellen Diskurses auftreten und sich dabei selbst entlarven zu lassen: die ironische *simulatio*. Diese rhetorische Figur ist eng auf ihr Gegenstück, die *dissimulatio*, bezogen,²¹¹ was sich auch im menippeischen Maskenspiel zeigt, dem mindestens zwei Verstellungen zugrunde liegen. Einerseits versteckt sich die auktoriale Sprecherposition, sie impliziert also eine Distanz zur aufgelegten Redemaske, andererseits ist aber diese Redemaske ihrerseits in der Regel auch eine kräftige Entstellung von dem, was mit ihr verspottet werden soll: es wird nachgeäfft, nicht nachgeahmt. Dieser Entstellung kommt zum einen die Funktion zu, durch eine deutliche Verzerrung Ironie zu signalisieren und darauf aufmerksam zu machen, dass der Rede die Figur der *simulatio* zugrunde liegt (was, wie etwa die Rezeption der *Dunkelmännerbriefe* bezeugt, nicht immer gelingt). Zum anderen dient sie dem Erzeugen von Alterität. Der ‚Pappkamerad‘, der zur Rede gebracht wird, hat den Zweck, indirekt ein positives Gegenbild zu konturieren, und dient damit als Medium, an dem ein binärer Verweisungszusammenhang entwickelt wird: negativ und positiv.

²⁰⁸ Vgl. Fischart, Geschichtklitterung, S. 3: *daß die Spartaner [...] kein bessere weiß gewußt haben, jrher jungen Burgerschafft die Trunckneheit zuerleyden, alß daß sie zu gewissen Festtagen an offenem platz in beisein jrher kinder jre Knecht sich redlich voll vnnd doll sauffen liessen, auff daß so sie die also hintobig vnd schellhörníg vnnd hirnschöllig vom Wein rasen, balgen, walgen, schelten, gauckeln, fallen, schallen, burtzeln, schrien, gōlern, prellen, wüten, sincken, hincken, speien vnd vnflätig genug sein sehen, sich vor solcher Vihischer vñweis forthin zu hüten wüßten*. Das Exempel findet sich freilich auch bei Scheidt bzw. Dedekind im *Grobianus*, vgl. dazu auch Könneker, Satire im 16. Jahrhundert, S. 229 und S. 125.

²⁰⁹ Fischart, Geschichtklitterung, S. 4.

²¹⁰ Vgl. Northrop Frye: Anatomy of Criticism. Four Essays. 15. Auflage. Princeton 2000, S. 309; ferner Bernd Auerochs: Geisteszustände. Die vergessene Lehre der Menippea. In: KulturPoetik 19,1 (2019), S. 11–28.

²¹¹ Zur rhetorischen Figur vgl. Oliver Bettrich, Jutta Krautter: Art. *Simulatio*. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von Gert Ueding. Bd. 8. Tübingen 2007, Sp. 919–923; zur *simulatio* als Mittel der Satire vgl. den Überblick von Michael Hoffmann: Ironie als Prinzip. In: Handbuch Sprache in der Literatur. Hrsg. von Anne Betten, Ulla Fix, Berbeli Wanning. Berlin/Boston 2017 (Handbücher Sprachwissen. 17), S. 330–350.

Allerdings tendiert das Zusammenspiel von *dis/simulatio* in den Satiren geradezu regelhaft zur Verselbstständigung und erzeugt oftmals Ambivalenz statt Alterität. Mit anderen Worten: Die *dis/simulatio* entwickelt in menippeischen Texten fast immer medialen Eigensinn.

Das paradigmatische Beispiel hierfür stellt Erasmus' *Lob der Torheit* (*Moriae Encomium*, 1511) dar, wo die Torheit in einer fulminanten Deklamation mit großem Furor nicht nur mit sich selbst die Torheiten der Welt lobt, sondern durchaus auch Dinge, die tatsächlich lobenswert sind (auch wenn sie dabei insofern töricht bleibt, als sie das Richtige mit falscher Begründung lobt).²¹² Die *Geschichtklitterung* ruft im Prolog (*Ein vnd Vor Ritt*) die ambivalente Wirkung der konsequenteren *simulatio* in Erinnerung, wenn bemerkt wird, dass *nach des Erasmi Torheitslob gar nichts hie bestan [möch], das nicht zu verlachen wer*.²¹³ Mit Blick auf das, was alles Ziel des ausdrücklichen Spottens wird, hat die Deklamation von Fischarts auktorialer Instanz eine ähnlich ambiguierende Wirkung wie bei Erasmus, da Fischarts „satirischer Rundumschlag“, wie es Barbara Könneker auf den Punkt bringt, letztlich auf kein Angriffsobjekt mehr zielt. Bei Fischart wird vom ‚Ich‘ der Rede alles Mögliche verspottet, „ohne daß von der Sache her ein gemeinsamer Nenner erkennbar wäre, durch den sich diese offenbar willkürlich nach den unterschiedlichsten Richtungen ausgeteilten Hiebe auf den Fluchtpunkt einer übergreifenden positiven Norm beziehen ließen“.²¹⁴ Das hängt damit zusammen, dass die *indignatio* der Redemaske, ihr direktes Verspotten, bereits selbst Schauplatz der Satire ist. Gewissermaßen wäre, wenn man die Torheit als Redemaske wählt, ja kein Wahrsprechen mehr möglich, sondern nur ein indirektes Verweisen auf ein positives Konzept. Zu dieser Ambiguierung scheint vor allem die für die *simulatio* nötige Entstellung beizutragen, die ein Zerrbild erscheinen lässt und kein Abbild. Mit dem *aptum* suspendiert sie sozusagen das grundlegende regulative Prinzip der Rhetorik. Zugleich geht das Verzerren, wie die Torheit bei Erasmus eindrücklich zeigt, mit einem eigenen Anspruch auf Kunstfertigkeit einher. Beides führt dazu, dass die *simulatio* Eigensinn entwickelt. Wenn in einem Text grundlegende regulative Prinzipien wie etwa die Angemessenheit von Darstellung und Gegenstand oder von Mittel und beabsichtigter Wirkung suspendiert werden, zugleich aber ein Anspruch auf Kunstfertigkeit bestehen bleibt, tendiert der Text dazu, eigene Maßstäbe zu entwickeln (in diesem Sinne lässt sich das Menippeische mit Blanchard als „the literary anarchist's *ars poetica*“ bezeichnen).²¹⁵ Das Bewusstsein um die ‚Gefahr‘, die eine konsequent umgesetzte *simulatio* für die satirische Wirkabsicht bedeutet, bezeugen die deutschsprachigen satirischen Schriften der Zeit selbst, insofern sie dazu tendieren, die *simulatio* durch auktoriale Kommentare zu (unter)brechen

²¹² Vgl. Nicola Kaminski: Stultitia als Sophistin. Satire ohne Norm im Lob der Torheit des Erasmus von Rotterdam. In: DVjs 68,1 (1994), S. 22–44.

²¹³ Fischart, Geschichtklitterung, S. 31.

²¹⁴ Könneker, Satire im 16. Jahrhundert, S. 232.

²¹⁵ Blanchard, Scholars' Bedlam, S. 24.

und einzuhegen (wie beispielsweise Sebastian Brant im *Narrenschiff* oder Scheidt/Dekeind im *Grobianus*).²¹⁶

Bei Fischart hingegen wird diese inhärente Spannung durch die Gattungswahl noch verschärft. Die Satire kann sich jede Gattung zu eigen machen: vom fiktiven Bücherkatalog bis zur ‚Anatomy‘. Für das erklärte Ziel der *Geschichtklitterung* wäre eigentlich als Ausgangspunkt die Gattung der Geschichtschronik naheliegend, schließlich verheißt der Titel so etwas wie ein ‚unsorgfältiges Zusammenschustern von historischem Wissen‘. Aber ein solches Muster wird nicht zur Grundlage der satirischen *simulatio*, sondern ein Roman, der mit seiner Erzählung von den Riesen und ihrem Königreich, das zwischen Utopien und der Touraine liegt, schon in der Vorlage keinen Anspruch auf Geschichtswissen erhebt. Damit vollzieht sich sozusagen ein doppelter Gattungswechsel: Nicht nur wird das, was verspottet werden soll, zu einem satirischen Zerrbild, sondern dieses verschiebt sich auch noch aus dem Bereich gelehrter Wissensliteratur in die niedere Unterhaltungsliteratur, wo es eigene mediale Logiken entwickelt. Das hat den Effekt, dass der Roman nicht eine, sondern zwei ‚Literarizitäten‘ unterscheidet. Es wird bei Fischart nicht nur im Sinne einer satirischen Didaxe unterschieden, welche Techniken für die Verbreitung von Wissen taugen und welche nicht (nämlich die, die vorgeführt werden). Sondern zugleich entwickelt der Text aus diesen ‚für anderes untauglichen‘ Techniken die Maßstäbe für ein Dichten eigenen Rechts. Auf der einen Seite verweist das satirische Gegenbild also auf positive Kriterien für den Anspruch einer *Litteratur*, die sich als Teil eines Aufschreibesystems von Wissen versteht.²¹⁷ Das Gegenbild wird dabei auch einer ‚anderen‘ *Litteratur* zugeordnet, die, von den Ansprüchen der *Litteratur* befreit, ihre Künstlichkeit zentral setzt.

Die menippeische Satire „ohne Angriffsobjekt“²¹⁸ bildet daher, so die These, bei Fischart eine Funktion *Üben* aus: indem durchexerziert wird, wie man den *litterarischen* Hausrat der Zeit entlang eines Romans verwerten kann, übt sich der Text nicht nur im Er-Finden von Wörtern und Dingen, sondern entwickelt auch aus den Praktiken, die er vorführt, ‚neue‘ Verfahren. Der satirische Rahmen bietet, mit anderen Worten, Gelegenheit, für Wissen und Wahrheit verdächtig gewordene Verfahrensweisen zu rezyklieren. Wenn Fischarts Buch die Gelehrtenwelt der Zeit und ihre erfindenden Techniken verspottet, mit denen diese Buchwissen vervielfältigt, dann wird zugleich auch über die Tauglichkeit dieser Techniken für ein poetisches Er-

²¹⁶ Vgl. dazu die Beobachtungen von Andreas Bässler: Sprichwortbild und Sprichwortschwank. Zum illustrativen und narrativen Potential von Metaphern in der deutschsprachigen Literatur um 1500. Berlin 2003 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 27), S. 142, der die Eigendynamik, die sich in Erasmus’ *Lob der Torheit* im Vergleich zu Brants *Narrenschiff* entwickelt, an der „konsequenteren Subjektivierung der Perspektive“ festmacht.

²¹⁷ Im Folgenden verwende ich den Begriff ‚Litteratur‘ resp. ‚litterarisch‘, wenn ich den weiten Textbegriff einer Literatur „vor dem Zeitalter der Literatur“ meine, vgl. Christian Kiening: Zwischen Körper und Schrift. Texte vor dem Zeitalter der Literatur. Frankfurt a. M. 2003. Zum Begriff der ‚Litteratur‘ vgl. Kilcher, Mathesis und poiesis, S. 25–29.

²¹⁸ Könneker, Satire im 16. Jahrhundert, S. 231–234.

Finden nachgedacht. Vor dem Hintergrund der verzweigten Entwicklung, in der sich die deutsche Dichtung zwischen 1400 und 1800 ausdifferenziert und institutionalisiert, lässt sich Fischarts menippeisches Er-Finden als Umschlagort betrachten, an dem Formen und Verfahren aus einem Bereich in einen anderen verschoben werden – mit dem Effekt, dass beide Bereiche, *Litteratur* und Literatur, im Verlauf dieses Er-Findens überhaupt erst als voneinander unterschiedene Aufschreibesysteme konturiert werden.²¹⁹ Innerhalb der *Geschichtklitterung* bildet sich, mit anderen Worten, das Konzept eines systematisch von der gelehrteten *Litteratur* unterschiedenen, *eigenen* Dichtens aus.²²⁰ Das macht die *Geschichtklitterung* zwar merkwürdig und sperrig, aber mit Blick auf die Entwicklung eines poetologischen Diskurses in der volkssprachigen Literatur der Zeit auch zu einem bahnbrechenden Projekt.²²¹ Mit Fischarts Buch kommt nämlich eine Dichtkunst in den Blick, deren Provenienz nicht primär im poetologischen Diskurs zu sehen ist, sondern die sich aus einer epistemischen Kritik an der Publizistik des späten 16. Jahrhunderts heraus entwickelt. Sie unterscheidet sich daher bereits in ihrer Gegenstandskonstitution von den humanistischen Regelpoetiken – und nicht nur in der Form und im Modus ihrer Reflexionen. Das heißt: Sie arbeitet sich nicht an den Begriffen, Gattungen, Argumentationsweisen oder Formen antiker Dichtungslehren und ihrem Kanon ab, sondern entwickelt ihren Gegenstand an der literarischen Praxis der Zeit und bildet nicht nur einen „Gegenkanon“,²²² sondern auch eine *Gegenpoetik* aus.

Wie ich in dieser Arbeit zeige, vollführt der Roman auf formaler Ebene mit unterschiedlichen Übungen eine recht umfassende Ausbildung. Das dritte Kapitel („Stammelübungen“) untersucht die Art und Weise, wie der Roman sich selbst die Grundlagen für seine Übungen schafft. In der Forschung wurde Fischarts Roman immer wieder mit dem Projekt, die deutsche Sprache zu bereichern, in Verbindung gebracht. Allerdings setzen die Übungen des Romans nicht bei einer Einzelsprache an, sondern sie inszenieren eine grundlegendere Sprachfähigkeit. Der Roman übt sich nämlich im Stammeln. Stammeln ist an sich keine Praktik, da man nicht sozial vermittelt und rou-

²¹⁹ Aufschreibesystem meint im Anschluss an Friedrich A. Kittler, dass sich Instanzen und Positionen ausdifferenzieren, die nach eigenen, von anderen Systemen unterschiedenen Regeln festlegen, „was wo in wessen Namen und an welche Adressen zu Papier kommt“, indem beispielsweise spezifische Konzepte von Autor und Werk an die Position von Sender und Quelle treten, vgl. Friedrich A. Kittler: Vorwort. In: Friedrich Kittler. Neue Lektüren. Hrsg. von Jens Schröter, Till A. Heilmann. Wiesbaden 2022, S. 13–31, hier: S. 13.

²²⁰ Inwiefern sich das auch daran zeigt, dass der Roman in seinen Programmpassagen einen eigenen Kanon entwirft und eine Tradition herleitet, zeigt Jan-Dirk Müller: Fischarts Gegenkanon. Komische Literatur im Zeichen der *imitatio*. In: Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Jörg Robert. Berlin 2007 (Pluralisierung & Autorität. 11), S. 281–322.

²²¹ Zur Entwicklung des poetologischen Diskurses in den frühneuzeitlichen Prosaromanen vgl. Gudrun Bamberger: Poetologie im Prosaroman. Fortunatus – Wickram – Faustbuch. Würzburg 2018 (Poetik und Episteme. 2).

²²² Müller, Fischarts Gegenkanon, S. 281–322.

tiniert stammelt. Der Roman macht daraus aber eine Praktik, indem er am Bild des Weins die eigenen sprachschöpferischen Verfahren als künstliches Mittel reflektiert, um sich selbst in ein *MutterLallen* zu regredieren. Wie sein Protagonist beginnt auch der Roman die Ausbildung mit einer Art Nieswurz-Kur, setzt aber nicht auf die hirnreinigende Wirkung des *Hirnhölenborn* (Elleborus),²²³ sondern auf die *hirntobig und schellhörnig unnd hirnschöllig* machende Wirkung des Weins.²²⁴ Weil der Roman mit seinen Übungen nicht bei der deutschen Sprache, sondern bei einem barbarisch-kindlichen Sprachvermögen (*MutterLallen*) ansetzt,²²⁵ schreibt sich auch eine eigenständige kulturpatriotische Dimension mit in den Roman ein. Gerade mit den beiden Aspekten, die der Roman poetologisch eng ineinander verwebt, wird im kulturpatriotischen Wettkampf der Zeit nämlich das Barbarenverdikt gegen die Deutschen begründet: die Sauerei und die Sprache der Deutschen. In der eigentümlichen Umwertung des Stammelns zum *MutterLallen* lässt sich daher auch das Projekt einer *Probarbaries* ausmachen, das die Übungen, die der Roman vollzieht, als Literarisierung deutscher Barbaren imaginiert. Das *MutterLallen* wird im Verlauf des Romans mit unterschiedlichen Praktiken aus dem humanistischen Feld literarisiert. Allerdings zeigt sich der *sermo barbarus* als ausgesprochen widerspenstig und lässt sich nicht zur Kultur- und Wissenssprache formen. Das liegt daran, dass er sich die unterschiedlichen Praktiken, mit denen er geformt werden soll, zu seinen eigenen Bedingungen aneignet und zu ‚barbarischen‘ Selbstpraktiken stilisiert. Dergestalt macht sich das *MutterLallen* ebenso den für lateinische *eloquentia* entwickelten Übungsapparat aus dem Grammatik- und Rhetorikunterricht zu eigen wie zentrale Praktiken der frühneuzeitlichen Wissenschaft. Die Stammel-, Sprach-, Form-, Stimm- und Erzählübungen, die der Roman mit diesen Praktiken vollzieht, führen weniger zu einer ‚literarisierten‘ deutschen Sprache als zu poetischen Eigenlogiken.

223 Fischart, Geschichtklitterung, S. 334.

224 Ebd., S. 3.

225 Vgl. ebd., Titelseite (S. 6 u. 7 in der Edition): *Nun aber vberschrecklich lustig in einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefährlich oben hin, wie man den Grindigen laußt, in vnser MutterLallen vber oder drunder gesetzt.*